



**vermaechtnis**

**HELDENZEIT**

**Impressum:**

Herausgeber: vermaechtnis  
[www.vermaechtnis.at](http://www.vermaechtnis.at)  
Alle Rechte vorbehalten.

© 2008

## Vorwort.

Der Tiroler Freiheitskampf im Jahre 1809 – unser Heimatland Tirol musste seither schwierige Jahre überstehen. Die Teilung unseres Landes sowie die Unterdrückung des südlichen Landesteiles durch Italien gingen nicht spurlos an Tirol vorbei. Heute wird von verschiedenen Seiten versucht, im historischen Gedenkjahr 2009 die Heldentaten unserer Ahnen auszuklammern, gar unwichtig erscheinen zu lassen. Die Kämpfer von anno neun waren den folgenden Generationen stets ein Vorbild. Ihnen haben wir es zu verdanken, dass die deutsche und ladinische Volksgruppe in Südtirol trotz Jahre der Unterdrückung noch heute besteht. Aus diesem Grund haben sich junge Patrioten aus ganz Tirol entschlossen, der Jugend die glorreichen und zugleich opfervollen Zeiten des Tiroler Volkes näher zu bringen.

Beeindruckend sind die Taten unserer Urahnen als Schützen im Jahre 1809, sowie die Kämpfe unserer Urgroßväter als Standschützen in den Jahren 1915–1918. Tausende Tiroler mussten an der Südfront ihr Leben lassen, trotzdem konnte man die Annexion Südtirols durch Italien nicht verhindern. Vorbildhaft haben unsere Großväter dem Faschismus getrotzt. Verpflichtender Dank geht an unsere Väter, die unser Land in den 60-er Jahren tapfer verteidigt haben. Die Freiheitskämpfe im Tiroler Land haben unzählige Opfer gefordert, Väter und Söhne wurden gefoltert, sind gefallen oder wurden kaltblütig umgebracht. Dies alles nur, weil sich das Tiroler Volk den Besatzern und Eindringlingen entgegengestellt und jederzeit aufrecht seine angestammte Heimat verteidigt hat.

Eine schmerzhaft Wunde in der Tiroler Geschichte ist die Teilung Tirols. Gegen den Willen der Tiroler Bevölkerung wurde ein Teil unseres Landes von Österreich gerissen, darum ist und bleibt Italien für uns ein fremder Staat.

Wer das Buch liest, die Texte der Lieder aufmerksam hört, wird spüren, was das Vermächtnis unserer Helden an uns Nachkommen bedeutet. Niemals aufgeben, aufrecht durchs Leben gehen und auch Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen, wenn es um das Wohl unserer Heimat geht. Auch dann weitermachen und das Erbe unserer Vorfahren weiter tragen, wenn der Kampf verloren scheint. Eines Tages wird der Tag der Freiheit und Gerechtigkeit auch für uns Tiroler kommen.

Für unsere Heimat, für unser Volk, für unser Tirol! Lassen wir die Fahne wieder wehen!

*Innsbruck, Bozen, Weihnachten 2008*

## Andreas Hofer und das Jahr 1809.

Seine äußere Gestalt gewann ihm das Herz der Menschen, und eine gewisse Treuherzigkeit öffnete ihm die Gedanken selbst solcher, die sich auf ihre Gewandtheit und Verslossenheit viel zu gute taten. Er war ein schöner Mann, nur wenig über die gewöhnliche mittlere Länge hinaus, im besten Ebenmaße zu seinen Formen, die breiter ausgingen, als es sonst in Passeier der Fall ist, mit mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles rundes Gesicht, breite Nase, lebhaft braune Augen, schwärzliche Haare, und trug in Folge einer Wette seit dem Eintritte der bayerischen Herrschaft im Jahre 1806 einen langen schwarzen Bart, der ihm viel Ehrwürdigkeit verlieh. Sein Gang war gemessen und würdevoll, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Friede und Heiterkeit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch und einnehmend. Er kleidete sich nach der Tracht seines Heimattales. Eine grüne Jacke, ein roter Brust-Fleck, ein schwarzer Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, schaftlederne schwarze Hosen, ein schwarzer Seidenflor um

den Hemdkragen, ein schwarzer breitkrepiger Hut auf der Seite aufgestülpt, mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, Blumen und Wildfedern geziert, blaue Strümpfe, und weit ausgeschnittene Schuhe waren im späten Alter seine Kleidungsstücke.

Trotz dem tüchtigen Korne in seiner männlichen Gestalt, hatte sein Charakter doch eine ungemeine, den Passeirern eigene Weichheit und Zartheit, die sich in den kleinsten Zügen seines Tuns und Lassens offenbarte. Er ritt gewöhnlich Tal aus und ein. Als er einst mit mehreren Genossen von Meran nach Hause ritt, dauerte ihn der Knabe, welchen er aus bloßer Vorliebe für die Jugend hatte mitlaufen lassen. Er hob ihn zu sich auf den Sattel, und betete mit den Andern den Rosenkranz. Aber zu dem Knaben sagte er: „Mitbeten darfst du nicht, aber schlafen auch nicht, sonst fällst du mir vom Pferde.“ Die Studenten in Meran kannten ihn alle gut, und hatten ihre herzliche Freude am schönen leutseligen Sandwirt. Sie sammelten sich um ihn, und fühlten

sich wohl in seiner Nähe. Auf ihren Reisen nach Innsbruck ließen sie sein Wirtshaus nie unbesucht, wo arme auch umsonst Erquickung fanden. Er wurde ebenfalls zu ihnen hingezogen, und warf fahrenden Studenten auf seinen Ritten durchs Tal oft einen Thaler zur Wegzehrung zu. Wie die Passeierer überhaupt, legte er kein Gewicht auf leibliche Bequemlichkeit in Lager und Hausrat, selbst wo er es besser haben konnte. Als er einst auf einer Marktreise in ein vollgefülltes Wirtshaus kam, wollte man ihm vor Anderen ein Bett geben, aber er schlug es aus mit den Worten: „Die Betten könnt's für Andere brauchen, an mir ist nichts gelegen!“ und legte sich im Stalle auf das Stroh. In jüngeren Jahren machte er nicht ungern den Robler, besonders auf den Märkten zu Latsch, um seine Körperkraft zu zeigen, und seine gedrungene Leibesgestalt trug über die größten Bauern den Sieg davon. Er zeigte in solchen Fällen eine bemerkenswerte Bescheidenheit. Auf sich bezog er nichts, meinte aber, für Passeier müsse man's wagen und aufnehmen. Der Besiegte musste mit ihm essen

und trinken. Bei sehr geringer Bildung zeigte er doch überall Verstand und Urteil, eine Art Bauerninstinkt, wie er in Passeier und im Burggrafenamt von Tirol häufig zu Tage tritt, und im ersten Angriffe die Dinge richtiger auffasst, als der langüberlegende Grübler. Sein Mutterwitz ließ bei keiner Gelegenheit lange auf sich warten, und war eben so treffend als gutmütig. Er liebte in freien Stunden das Giltspiel mit gewöhnlichen Spielkarten, welches in seiner Heimat sehr in Schwunge ist, und spielte es meisterhaft. Da dasselbe überhaupt sehr geeignet ist, die angeborenen Charakterzüge eines Menschen sehr ins Licht zu stellen, so traten auch bei ihm während desselben einerseits aufmerksame Maßhaltungen, andererseits eine gutartige Schlauheit entschieden zu Tage.

In kirchlichen Dingen hielt er sich gern nach St. Martin, obgleich er nach St. Leonhard eingepfarrt war. Seine Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüte, das alle Grübeleien ausschloß, und das Gefühl des allgegenwärtigen Gottes begleitete ihn überall. Es machte ihn froh, duldsam, mitleidig gegen alle Menschen. Kopfhängerei und Bekrittung der Sitten Anderer verachtete er. Der Kirche als solcher anzuhängen war ihm Bedürfnis. Geistliche, die in ihrem Berufe

tätig waren, standen bei ihm in hohen Ehren. Einmischung in weltliche Angelegenheiten fand er an ihnen tadelnswert, aber selbst sein Tadel war stets von seinem Hauche tiefer Ehrfurcht fürs Priestertum durchdrungen. Seine Stimmung zu den Verhältnissen einer außerordentlichen Zeit, die reich war an Erschütterungen aller Art, war durch seine religiösen Überzeugungen bedingt.

*Beda Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Teilnahme am Kampfe, Wagner, Innsbruck, 1852, S. 6 ff. Beda Weber war mehrere Jahre Seelsorger in St. Martin in Passeier und verwertete mündliche Informationen noch lebender Augenzeugen.*



## Erste Bergiselschlacht.

Die anbrechende Nacht und ein Gewitterregen verhinderten eine Entscheidung – die Bayern behaupteten die Talebene, die Tiroler die Berghänge.

Die erste Bergiselschlacht fand am 12. April 1809 statt. An diesem Tag befreite der Schützenhauptmann Martin Teimer die Landeshauptstadt Innsbruck. Die bayrischen Truppen unter General Kinkel müssen sich den Tirolern ergeben. Die Kämpfe vom 25. und 29. Mai 1809 werden zusammen als die zweite Bergiselschlacht gezählt. Am 25. Mai gelang den Tirolern nicht der Durchbruch. Die Schützenführer Hofer, Haspinger und Speckbacher hatten Schwierigkeiten, die Schützen auf dem Bergisel zu halten. Die Bauern wollten schnell siegen und heim aufs Feld. Doch dann traf in Tirol die Nachricht ein, dass Napoleon in der Schlacht bei Aspern bei Wien besiegt worden war. Dies war der Grund, warum die Schützen voller Zuversicht und siegreich am Morgen des 29. Mai erneut angriffen. Am 30. Mai zog Andreas Hofer in das befreite Innsbruck ein. Dazu gibt es noch eine alte Erzählung:

Am Abend des 25. Mai 1809 saß der Sandwirt Andreas Hofer im Gasthof Schupfen, in seinem Hauptquartier, mit seinen Getreuen zusammen. Plötzlich kam ein alter Mann und verlangte zum Sandwirt vorgelassen zu werden. Als er endlich vor dem Tisch stand, an dem Hofer saß, sagte er zu ihm: „Hofer Ander, am Morgen des 29. Mai musst Du angreifen, dann siegen die Tiroler!“ Der Alte verschwand, trotz befragen und umhören konnte nie ermittelt werden, wer dieser Mann war. So bildete sich die Meinung, dass ein Engel in Verkleidung des Alten erschienen sei, der dem Sandwirt den Termin für den Angriff mitgeteilt hat. Soweit die Sage.







## Kaiser Erzherzog Johann.

Das Jahr 1809 war gekommen und noch immer war der von ganz Österreich so sehr ersehnte Krieg mit Frankreich nicht ausgebrochen, noch immer wartete das Volk, wartete die Armee vergeblich auf den Ruf seines Kriegsherrn, des Kaisers Franz des Ersten. Wohl war Vieles und Großes geschehen im Lauf des verfloßenen Jahres, wohl hatte Österreich gerüstet, hatte die Landwehr gebildet, seine Festungen verstärkt, seine Magazine gefüllt, aber der Kaiser zögerte noch immer, den letzten entscheidenden Schritt zu tun, und nachdem er das Wort: Rüstung! ausgesprochen, auch das Wort Krieg! folgen zu lassen. Niemand erwartete dieses heiß ersehnte Wort mit größerer Ungeduld, als des Kaisers zweiter Bruder, als der junge kaum sieben und zwanzigjährige Erzherzog Johann. Er war die Seele, die Triebfeder aller der Rüstung gewesen, die seit dem Sommer des Jahres 1808 in ganz Österreich geschehen, er hatte den Plan zu der Landwehr und den Reserven ersonnen, von ihm war der Aufruf vom zwölften Mai 1808, der alle streitbaren Männer Österreichs zu den Waffen rief. Aber damit endete auch seine Macht, er konnte wohl das Heer organisieren, aber er durfte nicht zurufen: „auf zum Kampf gegen den Feind!“ Nur der Kaiser durfte dieses Wort sprechen, und der Kaiser schwieg noch immer!

Und er wird schweigen, bis der günstige Moment vorüber ist, seufzte Erzherzog Johann ganz leise, als er, von einer langen Unterredung mit dem Kaiser heimkehrend, sich mit seinem Freunde, dem General Nugent, wieder allein in seinem Kabinett befand.

Er hatte diesem Vertrauten seine ganze Unterredung mit dem Kaiser wiederholt, und endete jetzt seine Erzählung mit dem Seufzer: der Kaiser wird schweigen, bis der günstige Moment vorüber ist!

Graf Nugent blickte mit einem Ausdruck inniger Teilnahme auf das traurige schmerzzuckende Angesicht des Erzherzogs hin, er sah die Tränen, die in Johann's großen blauen Augen standen, er sah, wie er die Lippen fest zusammenpreßte, als wolle er einen Aufruf des Schmerzes oder des Zorns zurückdrängen, wie er die Hände zur Faust zusammenballte in dem Krampf seiner Verzweiflung. Voll innigen Mitgefühls näherte sich der General dem Erzherzog, der in seinen Lehnstuhl niedergesunken war, und legte sanft seine Hand auf dessen Schulter.

Mut, Mut, flüsterte er, noch ist nichts verloren, und Ew. Kaiserliche Hoheit – Ach, weshalb nennen Sie mich Kaiserliche Hoheit, rief der Erzherzog fast unwillig, sehen Sie denn nicht, Nugent, daß dies ein armer elender Titel ist, mit dem das Schicksal mich zu verhöhnen scheint, den es mir gleichsam zum Spott immer in die Ohren dröhnt, um mich immer und immer wieder zu mahnen an meine Ohnmacht, an meine Kleinheit. Ich habe von dem „Kaiserlich“ nichts als das Joch der Abhängigkeit, und meine „Hoheit“ darf sich doch nur dem Brosamen des Lazarus vergleichen, der von des reichen Mannes Tische fiel! Und es gibt Leute, Nugent, welche mich noch um diesen Brosamen beneiden, Leute welche vermeinen, es wäre ein herrliches und glänzendes Glück, eine Kaiserliche Hoheit, der Bruder eines regierenden Kaisers zu sein.

*Louise Mühlbach, Andreas Hofer,  
2 Bde., Otto Janke, Berlin, 1859, S. 3 ff.*





## Sachsenklemme.

*Die alte Hutterin hat in der Maischlacht 1809 ihren Mann und den älteren Sohn verloren, dennoch folgt der Jüngste dem Aufgebot in die Sachsenklemme. Er ist beauftragt, auf ein Zeichen die Steinlawinen an den Hängen zu lösen, verzweifelt erklimmt die Hutterin den Hang, um ihren Sohn zu sehen: In dem Augenblick wird das Zeichen gegeben, die Steinmassen, die der eigene Sohn gelöst hat, begraben die Frau.*

Sie sind still, die Sieger. Die Nacht ist dunkel. Der Eisack tost über die blutigen Felsen. Über Leichen und Säbel und Stutzen. Blöcke rollt er mit sich. Zweige, saftgrüne, rauschende, redende Zweige. Einen Menschen rollt er mit sich. Den Kopf voran, die Arme voran. Bleibt liegen, ist bleich. Bleich starrt das Gesicht in die Nacht. Kommt eine neue Welle. Die Füße voran.

Rollt der Eisack die Toten gen Süden.

Sie sind still, die Sieger. Auf der Straße ist gut liegen. Auf den schmalen Wiesenflecken ist gut liegen. Überall liegt es sich gut. Die Sieger hören das Jammern nicht, nicht das Stöhnen der Verwundeten. Sie sind selber wie tot.

Die Mauern der drei Häuser in Oberau dampfen vom Blut, die Steine vom Blei. Vom Tirolerblut rot ist die Erde. Rot ist sie vom Sachsenblut. Karren fahren langsam über die Straße. Da stehen die Sieger auf. Kommen hervor aus der Nacht und schauen und schweigen. Ein Wagen nach dem andern fährt mit strohleisen Rädern davon.

In den Karren ist Stöhnen und Tod.

Kommt der Speckbacher hinter den Wagen her.

„Tiats den Zöttl da ahgöbn in Neustift!“

Geht zu den anderen.

„Oes geats af Klausen! Habbs die Leichtesten.“

Ein Wagen nach dem anderen fährt fort.

Die Sieger sind still. Sie schauen, denn der Mond zeigt die Entsetzlichkeit des verrauschten Tages.

„Simmele!“ Der Mahrer weckt seine Leute.

„Schauggs decht a bißl, daß sie ins nöt unt'r die Händ sterben!“

Der Pater gesellt sich zu ihm. Der rote Bart fliegt nicht.

Aber im Mondlicht glänzen diese feurigen Augen.

„Tiat m'r in Lantschner und in Gruab'r holn. Wenn ös in Wassermann söggs, sollt'r aa kemmen. Morgen isch Portschungula Samsti, möchte nöt, daß die Lait koan Herrgott nöt kriagn!“

Stehen alle drei beisammen. Aus der Nacht kommen die Führer, stellen sich rund herum. So wird der Platz von Menschen voll.

„Jatz, Pat'r Joachim, ball alls uhng'ordnt isch, i gea! Ich muaß auf, möchts in And'r sogn, wias gangen isch –.“ Er blickt auf die Straße gegen Mittelewald, von der schnelle Schritte tönen.

„Oes kempps morgen woll bis af Mauls außi, ha?“

Zwei im Volke reden leise miteinander.

„Spöck“, sagt der Pater, „vergelt's Gott, – vergelt's Gott tausendmal –!“

Lacht der Speckbacher. „Wer i woll Ihmenen danken miaßn, Paterle?“

„Guat isch gangn, heint“, lacht der Mahrer.

„Gfacht habm'r sie!“  
 Entsteht eine Gasse im Volke der Sieger.  
 Schreit einer: „In Pat'r! in Pat'r!“  
 Kommt einer wie ein schreiender Pfeil gelaufen.  
 „Wo isch d'r Pat'r?“  
 Kommt einer atemlos, wahnwitzig in die Sieger  
 hineingefahren.  
 Haspinger springt auf: „Was isch? Isch der Feind –?“  
 Kommen alle herbei.  
 Der Luisl bleibt im tollen Anprall an der Brust des alten  
 Maulser Jägers hängen. Reißt sich frei.  
 „Pater Joachim!“  
 Er hebt die Hand. Ist groß wie eine sich reckende Tanne,  
 hat ein weißes Gesicht.  
 „Biabl was isch?“ Der Haspinger erschrickt.  
 „Biabl was isch?“ –  
 „Pat'r i han mei Muatt'r d'rschlagen!“  
 Sie heben ihn. Halten ihn. Immer mehr Männer kommen.  
 Drüben fahren die Wagen ab. Voll Stöhnen sind sie.  
 Einer sagt: „Der Hutter Luisl!“  
 Sie stützen ihn. Er ist groß wie eine wilde Tanne, und sein  
 weißes Gesicht sinkt nicht.  
 „Luisl!“ Der Haspinger ruft auf.  
 Sie sind alle um ihn.

Er reißt sich das Hemd auf der Brust auf. „Han gebettelt  
 va neine in d'r Fruah bis af iatz in d'r Nacht, daß mi oanr  
 drschiaßt. Bin umadumm grennt va neine bis iatz, daß  
 mi oanr d'rschlagg“, – macht sich frei von den Haltenden  
 – „bin untn und obn gwödn, daß i sie find –, untr die  
 Stoan, dö i oarglaßn han, muaßt sie liegn!“ Grausam  
 aufschreiend: „Pat'r i han mei Muatt'r d'rschlagen!“  
 Noch versteht ihn keiner. Noch sind sie um ihn herum,  
 leichenblaß wie er, und keiner gibt ihm ein Wort. Nur  
 hinten, wo die vielen stehen, geht Vermuten und Erraten  
 herum.  
 Kommt ein zweiter gelaufen. Entsteht von neuem die

Gasse. Haspinger ist fahl um den Bart.  
 „D'r Hörwarter isch es!“  
 Er keucht wie ein gehetztes Roß, stiert mit traurigem Blick  
 auf die, die warten.  
 „Happs in Luisl nicht gsöchn?“  
 Da sieht er ihn selbst.  
 „Laßt'n verschnaufn!“  
 „Pat'r – i han mei Muatt'r d'rschlagen!“  
 Haspinger ringt mit dem Verzweifelten.  
 „Der da hats gsöchn!“  
 Der Hörwarter stiert entsetzt.  
 „Weil er's ihr gsagg hat, heit in d'r Nacht, daß i soll d'r  
 nassen Wand oarlassn –“  
 „Wear hat's ihr gsagg?“  
 „Göppts ihm a Wassr!“  
 Der Hörwarter redet mit trockener Zunge: „I han's ihr  
 gsagg, daß sie nöt za verzagg isch.“  
 „Kemmen isch sie za miar – Pat'r –!“ Diese Stimme  
 zerschneidet jede lauschende Seele.  
 „Göppts ihm an Wein! Ear d'rschwacht ja ganz!“  
 „Kemmen isch sie za mir, weil sie die Angst getrieben hat.  
 Za miar isch sie kemmen, za miar af d'r nassen Wand!“

Haspinger und der Mahrer werden wie aufschießendes  
 Eisen. Über die Schultern schauen ihnen die Sieger.  
 „Un ball i sie gsöchn han“ –  
 „I han sie aa gsöchn, wia sie in Berg einikrochen isch!“  
 „Höppts'n; laaft oanr um öppes zu össen!“  
 Lauft keiner. Kann keiner fort.  
 „Ball i sie gsöchn han, han i gschriedn. Griaft han i, griaft!“  
 „Ja, i han's gheart.“ Den Hörwarter rüttelt das Entsetzen.  
 „Biabl, Biabl!“ sagt der Haspinger still.  
 „Nöt derzöhl, Luisl!“ bittet ihn der Kooperator.  
 „Laßt'n lei rödn, isch bössr.“ Der Mahrer steht dicht bei  
 ihm.  
 „Biabl, Biabl!“ Joachim hat den feurigen Kopf müd  
 gesenkt.

„Pat'r –“ der Luisl ist groß wie eine sich reckende Tanne  
– „Pat'r, i han mei Muattr d'rschlagen! I hann gmiaßt!  
Pat'r, gmiaßt han i!“  
Wie Mauern stehen die Sieger.

Aber einem nach dem anderen sinkt langsam der Kopf  
nieder.  
„Pat'r“ – er tritt dem Rotbart dicht und eng vors Gesicht,  
und seine Augen sind blinkende Kohlen, – „Pat'r kennt  
Oes mir sagn, brum i gmiaßt han, kennt Oes mir sagn,  
brum i gmiaßt han mei Muatt'r d'rschlag'n?“  
Kopf an Kopf stehen die beiden.  
Wie Mauern die andern.  
Und Haspinger schweigt.  
„Pat'r, ob Oes mir sagn kennts, brum i mei Muatt'r  
d'rschlag'n han gmiaßt?“  
Kopf an Kopf stehen die beiden.  
Wie Säulen die andern.  
Und Haspinger schweigt.  
„Pat'r, i frag!“  
Da hebt Haspinger das Gesicht und schüttelt die  
Schwere von sich. Und legt dem wahnsinnigen Frager die  
Hand auf dem Kopf und seine Stimme ist voll Tränen.  
„Ja, Luisele“, – es zittert die Hand auf dem armen Kopf,  
– „ja, Luisele, i woäß es, warum“, – es ist die raue Stimme  
von Tränen weich: „Weil du fir'n Landl a Held gwordn  
bisch!“

*Albert von Trentini (1878-1933), geschrieben anlässlich der  
Jahrhundertwende der Befreiung Tirols anno 1809.*





## Schwaz in Flammen.

Die Flammen von Schwaz röteten weithin den Nachthimmel. Selbst auf solche, welche dem furchtbaren Schauspiel weit entrückt und mit den Unglücklichen nicht landsmannschaftlich verbunden waren, machte der Brand tiefen Eindruck. Vorgestern, so machte Bettina v. Arnim ihren Gefühlen vor Goethe Luft, glüht der Himmel über jenen Alpen nicht vom Feuer der untergehenden Sonne, sondern vom Mordbrände.

„Da kamen sie um – die Mütter und die Kinder, die wehrlosen in den Flammen. Hier (in München) lag alles im schweigenden Frieden, der Tau tränkte die Kräuter und dort verkohlte die Flamme den mit Heldenblut getränkten Boden. Ich stand die halbe Nacht auf dem Turm im Englischen Garten und betrachtete den roten Schein. Das Schloss der blinden Tannenberge haben sie verräterisch verbrannt, Heiligtümer zerstört, Greise und Kinder getötet, und die Bayern haben sich dessen jubelnd gerühmt.“  
(Datiert an Goethe am 18. Mai 1809)

Wie erst in Tirol selbst! Weit ins Inntal hinauf leuchteten der Feuerschein und erfüllte das Volk mit Schrecken, noch mehr mit rasendem Zorn. Aber auch dort, wo man nur mehr gehörsweise von dem noch nicht dagewesenem Ereignis vernahm, frischte es die Erinnerung an alles, was die Bayern getan oder getan haben sollen, von neuem auf. Alle ihre Taten gruppierten sich um das brennende Schwaz und einigten alles zu dem einen Schwur: Nieder mit den mordbrennerischen Tyrannen! Die glühendsten Proklamen und die bündigsten Befehle übten keine solche Wirkung auf den Volksgeist wie die Flammenschrift von Schwaz. Von nun an war der Namen Schwaz bei den Tirolern der wirksamste Weckruf zur Fortsetzung oder Erneuerung des Widerstandes.

*Josef Hirn, Tirols Erhebung im Jahre 1809, Heinrich Schwick, kais. und kön. Hofbuchhändler, Verlag der Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei, Innsbruck, 1909, Nachdruck Athesia-Buch, Bozen, 1983, S. 417 ff.*



## Unter Napoleons Fremdherrschaft.

Sturmwolken jagen über die schneebedeckten Tiroler Berge. Noch will der Winter seine Herrschaft über die gewaltigen Feldmassive und Hochtäler nicht aufgeben. Zäh und erbittert verteidigt er seine Eisfelder und Schneewälle gegen den stürmischen daherbrausenden Frühling.

April ist's in Tirol! April 1809!

Und wie die Natur draußen immer nachdrücklicher Befreiung von der harten Zwingherrschaft des eisigen Gesellen verlangt, so stürmt es und begehrt es auch in den Herzen der Menschen auf, die in den schlichten Häusern der Gebirgsdörfer wohnen. Die Bauern Tirols warten auf das Signal zu einem noch größeren, gewaltigeren Kampf. Sie wollen für die Freiheit des Landes kämpfen. Seit vier Jahren, seit dem unglücklichem Ausgang des Krieges im Jahre 1805, den Österreicher und Russen gegen Napoleon verloren haben, liegt die harte Faust des Korsen auf dem Lande am Inn und an der Etsch. Es ist kein Trost, daß auch ganz Deutschland von französischen Truppen besetzt ist. Die Gesandten Napoleons regieren in Wien und Berlin.

Deutsche Fürsten, die Mitglieder des Rheinbundes, haben Deutschland verraten. Kein deutscher Mann, kein deutsches Herz kann es verstehen, daß die Soldaten dieser deutschen Fürsten nun Bütteldienste für Napoleon leisten müssen.

So dachten die bayrischen Soldaten und Offiziere selbst, die auf Befehl Napoleons das Land Tirol für die bayrische Krone besetzen mußten.

Blutsverwandte der Bauern Tirols waren sie, die Söhne des Allgäus, des Chiemgaues, des bayrischen Waldes. Deutsche waren sie allesamt. Doch durften sie ihre Gedanken nicht laut werden lassen.

Deshalb mied das Bergvolk die bayrischen Soldaten, grüßte die Offiziere und Beamten nur, weil es mußte. Und immer wieder brachen der Trotz und der Zorn der eingesessenen Bevölkerung los, noch schlimmer wurde die Stimmung in Tirol, besonders, als die bayrischen Behörden anfangen, die jungen Burschen zum Militär auszuheben. Ganze Dörfer erschienen da wie ausgestorben. Die jungen Männer flüchteten in die Berge oder gingen über die Grenze nach Kärnten und ins Salzburgische.

Da begann man, die Väter einzusperren, um die Söhne zu zwingen, sich bei den Behörden zu melden. Die Söhne meldeten sich nicht. Und weil man die alten, grauhaarigen Bauern nicht ewig in den Gefängnissen sitzen lassen konnte, drohte man mit strengeren Strafen. Immer drohender wird die Stimmung in Tirol. Immer mehr zieht sich das Volk in seine Berghöfe und Unterkünfte im Hochgebirge zurück. Es liegt in der Luft, das fühlen auch die Besatzungstruppen. Sie verstärken die Posten der Grenzpässe gegen Österreich hin, die Reisenden werden streng kontrolliert.

Doch was nützt alle Wachsamkeit? Niemand kann dem Tiroler die Wege versperren, wenn er sie über Felsen und Grate sucht, die als unsteigbar gelten. Schon seit der Herbstmonate 1808 haben die Tiroler geheime Verbindungen mit Wien angeknüpft. Immer wieder sind Boten mit geheimen Nachrichten unterwegs. Ihre Wege führen sie stets aus dem Pustertal oder dem unteren Inntal über den Jaufenpaß nach dem Dörfchen Sankt Leonhard in Südtirol.

Dort im Passeiertale, nur eine Wegstunde von Meran entfernt, liegen die Schildhöfe, die ältesten Bauernhöfe Tirols.

Die Sage erzählt, daß schon die Ostgoten diese Höfe errichtet hätten, als Wohnsitze ihrer Freien, die die Nordgrenze des Ostgotenreiches zu schützen hatten. Nun sind seit Jahrhunderten die Schildhöfe die ehrwürdigen Stätten Tiroler Volkstums. Die Bauern, die auf ihnen wohnen, haben das Recht, die Wache vor der Hofburg des Kaisers von Österreich in Innsbruck zu stellen, wenn ihr Kaiser Franz nach Tirol kommt. Nun aber, da die Frühlingsstürme über die Berge brausen und den Willen zur Freiheit auch in den Herzen der Tiroler wecken, da sind die Schildhofbauern und die Leute von Sankt Leonhard die Seele des trotzigem Aufbegehrens gegen die Franzosenherrschaft.

*Anton Bossi-Fedrigotti in den Göttinger-Jugend-Büchern.*



## Wunderbare Lebensrettung.

Gegen Ende September 1809 stellt sich zur Deckung von Welschtirol ein Haufe tirolischer Landesverteidiger bei Lavis am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses auf einer Anhöhe auf. Unter ihnen befand sich ein gewisser Christian Mitterberger von Folgareit (Folgaria) welcher mit mehreren Schützen die Brücke über diesen Strom besetzen mußte. Die Feinde, ermutigt durch die von der großen Armee in Deutschland errungenen Vorteile, rückten vor, umringten den Posten bei Lavis auf mehreren Seiten, und zwangen nach einem tapferen Widerstande die Tiroler, sich aus der Gegend von Lavis zurückzuziehen. Mitterberger, und 4 seiner Weggefährten hatten das Unglück, den feindlichen Truppen in die Hände zu fallen, sie wurden dem französischen General vorgeführt, der sie verurteilte, auf der Stelle erschossen zu werden. Wirklich führte man die fünf Gefangenen an das Gestade des Stroms, und begann mit der Hinrichtung. Vier derselben lagen schon tot in ihrem Blute zu Boden, als die Reihe, erschossen zu werden, den Christian Mitterberger traf. Mit frommer Erhebung erwartete er den tödlichen Schuß. Ein feindlicher Soldat gab ihm denselben mit Mitterbergers eigenem Gewehre. Mitterberger sank zu Boden: die Kugel war ihm durch die rechte Schulter in die Brusthöhle gedrungen, und bei den rechten Rippen wieder herausgefahren, er vergoß Ströme von Blut, aber er lebte noch. Er hatte die Geistesgegenwart, sich wie tot unter seine wirklich toten Landesleute hinzustrecken. Die Mörder beraubten nun die Gemordeten; auch Mitterberger wurde durchsucht und geplündert. Mit Mühe hielt er den Atem an sich. „Bist du tot Schurke“, sagte ein italienischer Soldat, „oder brauchst

du noch eins?“ – Die Schmerzen des Unglücklichen waren so groß, daß er im Begriff war, zu antworten, um durch einen zweiten Schuß von seiner Marter befreit zu werden. Indes bezwang er sich, und die Soldaten, nachdem sie nichts mehr zu morden und zu plündern fanden, zogen fort. Die Nacht brach an; da wagte es Christian Mitterberger, zuerst sich unter den Leichen seiner Kameraden empor zu heben, und herum zu schauen, ob keine Feinde mehr in der Nähe waren. Die Gegend war von ihnen verlassen, er richtete sich mühsam auf, wankte hundert Schritte vorwärts, und erwartete dort den Anbruch des Tages. Seine Wunde brannte fürchterlich: er verlor noch immer viel Blut. Er erstieg mit unglaublicher Anstrengung einen Hügel, von wo aus er die feindlichen Pikete erblickte; eines derselben marschierte gerade auf die Gegend los, wo er sich befand. Verzweiflung gab ihm Kräfte; er kletterte auf den steilen Felsen an dem Rande schauerlicher Abgründe herum, und fand endlich mehr auf Pfaden der Gemse als der Menschen, eine Höhle, die ihn jedem spähenden Blicke verbarg. Zwei Tage und zwei Nächte durchlebte er in Angst und Schmerzen in diesem öden Zufluchtsorte, und nährte sich mit einem Stücke steinharten Brotes, das er am Tage seines Gefechtes in seiner Tasche gehabt hatte. Schon neigte sich der dritte Tag zum Abend, als Flintenschüsse und andere Zeichen ihm verkündeten, daß seine Landesleute die verlassene Stellung nach Vertreibung der Feinde wieder eingenommen hatten. Jetzt erst wagte er sich aus seinem Felsengrabe, und stieß nach kurzem Wege auf österreichische Jäger und mehrere Schützenpikets, worunter sich etliche seiner Waffengefährten befanden,





*Franz Defregger: Im Tiroler Freiheitskampf (Ausschnitt)*

die ihren totgeglaubten Landsmann mit Frohlocken empfangen. Mit Staunen vernahmen sie aus seinem Munde die Geschichte seiner Leiden und seiner wunderbaren Errettung.

Einige Militär-Ärzte und Ortschirurgen untersuchten nun seine Wunde, aber jeder hielt sie für zu sehr verwahrlost und unheilbar, keiner wollte an dem unsicheren Heilungsgeschäfte Hand anlegen. Endlich übernahm der biedere und geschickte Arzt und Chirurg L.B. die Besorgung der schwierigen Kur, und wirklich gelang es ihm, die Schmerzen des Patienten zu lindern, und Hoffnung zu seiner Genesung zu geben.

Ein Jäger-Offizier ließ den Verwundeten nach Bozen ins Lazarett führen, und gegen Ende des Jahres 1809 kehrte er wieder hergestellt in seine Heimat zu seiner trostlosen Familie zurück. Jetzt lebt er, von seiner Blessur nur dann und wann belästigt, übrigens gesund und zufrieden, als Landmann in Noriglio, oberhalb von Rovereto, und dankt Gott für die wunderbare Erhaltung seines Lebens. Er segnet seinen Kaiser, der ihm durch eine gnädigst erteilte Pension auch ein sorgenfreies Leben schuf.

*Anonymer anekdotischer Beitrag, Allgemeiner Nationalkalender, Jahrgang 1825, S. 88.*

## **Blutzeugen von 1809.**

Während Nordtirol nach der endgültigen Unterjochung des Landes durch die Feinde von Hinrichtungen verschont blieb, war der deutsche Landesteil südlich vom Brenner ungleich schlimmer dran, denn dort gab es in Mengen Strafurteile mit tödlichem Ausgange. Bei Bozen, Brixen und besonders im Pustertale, wo der französische General Broussier aufs Grausamste wütete, wurde eine beträchtliche Anzahl der besten und unbescholtensten Männer, geistliche wie weltliche, wie man sie gerade erwischte, kurzerhand verurteilt und erschossen (im Dezember und Jänner). Folgende Tiroler wurden wegen Teilnahme am November- und Dezember-Aufstand in Tirol 1809 von den Franzosen kriegsrechtlich abgeurteilt und erschossen:

Johann Damascen Sigmund, Pfarrer zu Virgen, Pustertal und

Martin Unterkircher, Kooperator zu Virgen, beide erschossen zu Lienz am 2. Februar 1810, dort begraben.

Franz Frandl, Bauer zu Mitteldorf, erschossen auf dem Platze vor der Pfarrkirche zu Virgen am 28. Dezember 1809 und dort begraben. Frandl wurde an einen Wagen angebunden, von den Franzosen von Windisch-Matrei nach Virgen transportiert.

Johann Oblaßer, Wirt und Schützenhauptmann, erschossen vor seinem Wirtshause in Ainet, Pustertal, am 29. Dezember 1809 und dann durch 48 Stunden aufgehängt. Begraben zu Ainet. Am Wirtshause wurde eine Tafel angebracht, die Exekution darstellend.

Stephan Groder, Wirtssohn und Sturmanführer der Kalser, erschossen vor seinem Vaterhause in Kals am 30. Dezember 1809 und dann an demselben gehängt. Begraben zu Kals.

Franz Vinzenz Obersamer, Siebmacher in Windisch-Matrei, und Johann Andreas Weber, Schafwollweber, beide erschossen am 28. Dezember 1809 am Nordwest-Ende des Marktes Windisch-Matrei und dann an ihren Wohnhäusern gehenkt durch 48 Stunden. Beide begraben zu Windisch-Matrei. Ein Bildstöckl – die Exekution darstellend – wurde an dieser Stelle angebracht.

Josef Daxer, Dienstknecht und Hauptmann der Defregger, erschossen zu Hopfgarten in Defreggen am 30. Dezember 1809, begraben zu St. Veit.

Josef Bachmann, Sagmeister und Sturmanführer von Innichen, Georg Bachmann, Leinweber in Innichen, und Josef Mehlhofer, Metzger in Innichen, Jakob Schmadl, Schneider in Innichen, wurden am 4. Jänner 1810 außerhalb des Marktes Innichen an der Straße, die nach Toblach führt, erschossen. Die Leichen wurden an vier Ecken des Marktes Innichen an Galgen durch 48 Stunden aufgehängt und am 6. Jänner zu Innichen begraben. Im Jahre 1896 wurde von der Gemeinde Innichen eine Gedenktafel errichtet.

Nikolaus Amhof, Wirt zu Keil in Durnholz zu Pichl, Gemeinde Gsies, erschossen zu Niederdorf und dort begraben.

Johann Jäger, Taggerbauer und Schützenhauptmann, erschossen in Niederdorf am 5. Jänner 1810. Im Jahre 1897 wurde zu Niederdorf eine Gedenktafel von seinem Enkel errichtet.

Josef Achammer, Färbermeister und Schützenhauptmann, erschossen am 4. Jänner 1810 in Sillian, vor seinem Wohnhause, und durch 48 Stunden am Galgen aufgehängt. Begraben zu Sillian.

Bartlmä Durnwalder, Bauer und Schützenhauptmann, erschossen am 5. Jänner 1810 in Toblach vor seinem Wohnhause und sein Leichnam an der Straße am Eingang nach Toblach 48 Stunden am Galgen aufgehängt. Begraben zu Toblach.

Josef Leitgeb, Pfaffingerbauer zu Antholz, erschossen am 8. Jänner 1810 an der Windschnur auf der Pustertaler Straße bei Olang. Begraben in Antholz.

Johann Kircher, Bauer am Kircherhof in St. Leonhard in Brixen, Bartlmä Pichler, Ratzeggerbauer in Milland bei Brixen und Johann Haller, Müller in Neustift bei Brixen, erschossen zu Brixen am 23. Dezember 1809 am Domplatz an der Ecke, welche das einstmalige Gebäude der k. k. Bezirkshauptmannschaft mit der niederen Mauer des sogenannten Krankenhauses bildete und auch an dieser Stelle begraben.

Das Kriegsurteil der Franzosen lautete im Allgemeinen: Erschießen mittels Pulver und Blei; der Leichnam ist von den Verwandten des Delinquenten, und wenn keine vorhanden, von den Einwohnern des Exekutionsortes an dessen eigenem Hause aufzuhängen und von diesen durch 49 Stunden zu bewachen. Die betreffende Gemeinde mußte für jeden kriegsrechtlich zum Tode verurteilten Tiroler dem französischen Exekutionskommando 17 Gulden und einige Kreuzer als Schußgeld unmittelbar nach der Vollstreckung des Urteils bar auszahlen. Die Franzosen verfolgten dabei nicht den Zweck, diese Männer nach Schuld und Gebühr zu bestrafen, sie wollten vielmehr durch die öffentliche Hinrichtung derselben das Volk von weiteren Widerstandsversuchungen abschrecken und „den Tirolern das Kriegführen auf hundert Jahre hinaus verleiden“, wie Broussier sich ausdrückte.

Unter den Opfern der französischen Grausamkeit war auch der junge Tharerwirt, Schützenhauptmann Peter Sigmayr von Olang. Er hatte sich auf eine Alm bei Geiselsberg geflüchtet und konnte vom Feinde nicht gefunden werden. Da ließ der General Broussier den alten blinden Vater gefangen nehmen und verurteilte ihn zum Tode durch Pulver und Blei, wenn sich sein Sohn nicht innerhalb 3 Tagen vor ihm stelle. Auf diese Schreckensnachricht hin stellte sich Peter Sigmayr sofort den Franzosen und er musste sein Leben lassen. Vor seinem Hause wurde er erschossen – er fiel als erstes Opfer heiliger Kindesliebe.

Weit menschlicher zeigte sich General Baraguay gegen den Anführer Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Brixen, der am 8. Februar von den französischen Häschern in seinem Versteck bei Feldthurns gefangen und nach Bozen abgeführt worden war. Alles bat um Gnade für den hoch angesehenen Mann, schließlich auch die Frau des Generals selbst. Da ließ dieser das erste Todesurteil gegen Mahr unter dem Vorwand eines Formfehlers aufheben; eine neue Untersuchung wurde angeordnet und ein wackerer Verteidiger für ihn

aufgestellt. Nun wäre er gerettet worden, wenn er nur erklärt hätte, daß er das entscheidende Dekret des Vizekönigs vom 12. November (worin die Tiroler zum letzten Mal zur Niederlegung der Waffen aufgefordert worden waren) nicht gekannt habe.

Mochte ihn seine trostlose Gattin mit den weinenden Kindern noch so bestürmen, er blieb unbeugsam. Sein Wort lautete: „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen.“ Er wurde also ein zweites Mal zum Tode verurteilt und beschloß sein Leben am 20. Februar 1810 auf dem Richtplatze vor Bozen als ein Märtyrer christlicher Wahrheitsliebe.

*Dr. Bernhard Wurzer, Tirols Heldenzeit, Druck und Verlag Athesia, Bozen, 1959.*



*Peter Sigmayer*



## Der letzte Brief Andreas Hofers.

Geschrieben einige Stunden vor seinem Tode, ein ergreifendes Dokument. Der Held richtete ihn an seinen Freund Pühler in Neumarkt:

„Liebster Herr Bruder!

Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich habe müssen hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln. Aber Gott sei Dank für seine göttliche Gnade. Mir kommt vor, wie wenn ich zu etwas anderem hinausgeführt würde. Gott wird mir auch die Gnade verleihen bis zum letzten Augenblick, damit ich hinkommen kann, wo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen wird und wo ich für alle bei Gott bitten werde, besonders für die ich am meisten zu beten schuldig bin, auch für Sie und Ihre liebe Frau. Alle guten Freunde sollen für mich beten und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich noch im Fegfeuer büßen muß.

Die Seelengottesdienste soll die Liebste mein zu St. Martin halten lassen. Den Verwandten soll beim Unterwirt Suppe und Fleisch gegeben werden samt einer Halben Wein. Das Geld, so bei mir gehabt, habe ich den Armen ausgeteilt. Die Wirtin soll mit den Leuten abrechnen so redlich als sie kann, damit ich nichts zu büßen habe. Lebt alle wohl, bis wir im Himmel zusammenkommen und dort leben ohne Ende. Alle Passeierer und Bekannten sollen mir im Gebete eingedenk sein, und die Wirtin soll nicht gar zu viel Kummer haben, ich werde für alle bei Gott bitten.

Ade, du schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden. Geschrieben um 5 Uhr früh, um 9 Uhr reise ich mit Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter Andre Hofer von Sand in Passeier. Im Namen des Herrn will ich die Reise unternehmen.“

Andreas Hofer + 20. Febr. 1810. von J. Rosen



Die Hände auf dem Rücken  
Andreas Hofer ging  
Mit ruhig festen Schritten,  
Ihm schien der Tod gering.



## Die Adlerwirtin, ein Vaterunser.

In Not und Leid war das blutigste Jahr 1809 zu Ende gegangen. Es waren nicht die Schlechtesten, die sagten, nun müsse man sich nach der Decke strecken und schauen, wie man am besten miteinander auskommen könne. Die Übereifrigen unter ihnen, freilich, machten sich rasch an die neuen Herren heran. Nachdem man nun einmal nichts mehr ändern konnte, war es am besten, sich rechtzeitig um den eigenen Vorteil zu kümmern und, weil der eine dabei das Gefühl hatte, er käme schon später als der andere und könnte vielleicht den Wettlauf verlieren, so tat er umso wichtiger, beschwor mit lauten Worten seine Anhänglichkeit, nannte den und den, der noch nicht zum neuen Landesherren bekehrt sei, gab geheime Plätze an, wo noch Waffen verborgen wären, und sparte nicht mit klugen Ratschlägen, was man noch alles tun müsse, um das Land völlig botmäßig zu machen. Keiner traute mehr dem anderen. Jeder dachte nur an sich allein. Und damit war die Sache des Landes erst richtig verloren. Selten kamen jetzt die Bauern zusammen.

Nur wenige waren es, die in der Stube beim Adlerwirt in Fulpmes beisammensaßen, kaum ein Tisch voll. Sie waren eigentlich gar nicht zusammengekommen, sie saßen nur, jeder für sich allein, beim Tisch, um sich zu überzeugen, daß nun wirklich alles zu Ende wäre. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Sogar der Wein war nicht mehr wie früher. Sündteures Geld kostete das schlechte Gesöff. Drum, wenn einer sein Glas füllen ließ, dann nur bis zur Hälfte, und dreimal fasste er es an, ehe er zu trinken begann, und zog sein Gesicht dabei, bitterer, als es schon bitter war.

„Gar so schlecht ischt er nit, der Napoleon!“ meinte einer, der Schgraffl, und strich seine roten Haare aus der Stirne. „I sag halt, Kaiser ischt Kaiser! Ob er in Wien hockt oder in Paris, das ischt mir gleich. Ischt vielleicht sogar besser, wenn er weiter weg ischt!“

Noch vor einigen Wochen hätten sie einen, der so sprach, mit den Fäusten niedergeschlagen. Jetzt aber schwiegen die Männer.

Der Schgraffl schaute herausfordernd rings um den Tisch. Weil er nicht wußte, wie er das Schweigen auslegen sollte, schüttelte er bloß die Fäuste und schrie: „Oder sollen wir etwa no amol aufm Bergisel gehen?“ „Nit so laut, Schgraffl“, trat der Wirt dazwischen, „vom Bergisel darfst nimmer so laut schreien!“

„Und grad schrei i's. Und dreimal schrei i's: Isel! Isel! Isel! Und wir sein die Esel! Esel! Esel! Nit auen gehn hätten wir sollen, daheim bleiben hätten wir sollen, daheim bleiben hätten wir sollen...“

„Du bischt eh net auengangen aufn Bergisel“, meint der alte Bauer Wast bedächtig. Schneeweiß war ihm das Haar geworden in diesem bitteren Jahre, und der Kummer stand tief in seinem zerfurchten Antlitz.

Der Schgraffl überhörte dieses Wort. „Nit auengehen hätten wir sollen“, rief er laut über den Tisch hin, „und warten, warten!“

„Warten, auf was?“ fragte der alte Wast.  
Der Schgraffl zuckte die Achseln. „Halt warten!“ meint er, und weil er im Augenblick nichts Besseres zu sagen wußte, faßte er die Weinflasche – er war der einzige, der eine Weinflasche vor sich stehen hatte – und schenkte sein Glas wieder voll.

„Die Gescheitern sollen leben!“ rief er und trank das Glas mit einem Zug leer und schlug es lachend auf den Tisch, „und die Dümmer daneben!“

Dann war es eine Weile still.  
Die Türe ging auf, es kamen Kinder herein, Mädchen, die kleine Körbe und Beutel in den Händen trugen. Ohne auf die Männer zu achten, gingen sie quer durch die Stube hinüber in das Zimmer nebenan.

„Warten!“ fing der Schgraffl wieder an und schüttelte heftig den Kopf. „Tirol ischt hin. Das ischt gwiß. Zu warten gibts da nix mehr. Oder wartet etwa wer no auf was?“

Die Männer in der Runde schwiegen. Der Brückenschmied, dem der linke Rockärmel leer hing, schüttelte bedächtig den Kopf: „Na, hiez warten wir auf nix mehr!“ sagte er dumpf, „lei aufs Sterben. Je eher es kimmt, je lieber ischt es uns!“

Der Schgraffl lachte heiser auf und tat wieder einen kräftigen Schluck. Dann wischte er durch seinen fuchsroten Bart und meinte: „Sterben ischt nit guet, leben ischt besser. Mir ischt dös gleich, tirolisch oder napolisch! G’lebt ischt so oder so! Oder denkt ihr etwa anders?“ Er unterbrach sich. Draußen klopfte jemand den Schnee von den Schuhen. Wieder kamen Mädchen herein, eine ganze Schar.

„Wo geht’s denn ös hin, Liesele?“ fragte der alte Wast.  
„Stricken gehen wir, zur Wirtin!“  
Sie verschwanden im Nebenzimmer.  
Der Wirt stand auf und trat ans Fenster. Er schaute über die Gassen hinüber zum Platz.

„Der Nebel ziacht auf!“ sagte er zum Tisch gewendet, „es wird besser Wetter. I glaub, wir können heut no den Acker bauen!“

Da richtete sich der alte Bauer Wast ganz erschrocken auf und starrte den Wirt fassungslos an: „Adlerwirt... du baust no dein Acker? Für was... für was denn no den Acker bauen? Das Korn wächst ja eh lei... für die andern.“  
Er reckte sich hoch auf, der alte Bauer, so sehr ihn auch die Wunden schmerzten, schaute rundum in die ernsten, verschlossenen Gesichter der anderen. Dann schüttelte er heftig den Kopf. „I nit“, rief er zornig, „i nit!“ und fiel wieder ganz in sich zusammen. „Mein Acker...“, murmelte er, „mei gueter alter Acker... er ischt ja gradso arm und elend wie das Tiroler Land selber! Na, Wirt, i nit, i bau mein Acker nimmer um! Soll das Unkraut aufschießen überall... isch mir ganz recht. Wir gehen z’grund mitnand, mein Acker und i...“

Wieder ging die Türe. Es kamen Buben hereingestürzt, ein ganzer Haufen.

„Geht ös ah strickn zur Wirtin?“ fragte der Schgraffl mißtrauisch.

„Zur Wirtin woll!“ riefen die Buben.  
Sie hatten es eilig. Als sie die Tür des Nebenzimmers aufrissen, wandten sich die Bauern herum und schauten ihnen nach. Da sahen sie drinnen Kinder sitzen, eng beisammen, Kopf an Kopf, die Kinder der ganzen Gemeinde.

Der Schgraffl stieß mit dem Fuß unwillig die Türe zu und fing wieder zu sprechen an. „Mander“, sagte er mit wichtiger Miene, „der neue Kommandant sucht Vertrauensleute in der Gemeinde. Sechs möchte er gerne ham. So ischt es im neuen G'setz. I wär ihm schon recht, hat er g'sagt, und wegen der anderen fünfe soll i halt Umschau halten!“

„Hiez tuen sie singen...“, sagt der alte Wast und horchte gespannt hinüber zu den Kindern, „stad hiez, Schgraffl! I hab schon lang nimmer singen ghört!“

Doch der Schgraffl ließ sich nicht unterbrechen. „Vertrauensleut“, sagte er, „die müeßn den Kommandanten in allem zur Seiten sein und ihm regieren helfen und halt so. Es ischt ganz a feiner Mann, der neue Kommandant. Für das, dass er napolisch ischt, da kann er nix!“

„Stad...“ rief der Bauer Wast dazwischen, „stad, hiez redet die Wirtin!“ und eine seltsame Erregung zuckte über sein leidverzerrtes Gesicht.

Die Bauern beim Tisch drehten sich herum und horchten hinüber. Der Schgraffl aber fuhr zu sprechen fort, und je weniger sie auf ihn achteten, desto lauter wurde er, und am Schluß schrie er stierwütig über den Tisch hin: „Wer hiez nit mittuet, der kimmt nimmer dazu. Das sag i enk. Es sein grad gnua, die Vertrauensleut werden wöllen, an jedem Finger zehne. I frag das letztemal: Wer von euch...“ „Halt's Maul, du!“ riß sich der alte Wast herum, die Zornader stand ihm auf der Stirne, „siechst woll, wir möchten losen!“, und heimlich, zu den Bauern rundum: „Habt ihr g'hört? Sie erzählt vom Andrä Hofer.“ Der Schgraffl wollte aufspringen, doch als er sah, daß niemand auf ihn achtgab, faßte er sein Weinglas und soff schweigend seinen Zorn hinunter.

Ganz still wurde es jetzt. Eine Stimme war in der Stille, klar und fest, die Stimme der Adlerwirtin: „...aufrecht ischt er g'standen und grad, wia a richtiger Tiroler, der niemand Rechenschaft gibt, als lei dem Herrgott selber. Nachher hat der Offizier den Sabel zochen und dreizehn Kugeln sein auf ihn zueg'flogen. Aber troffen ham lei wenige. „Franzosen schießt's besser!“ Das ischt das Letzte g'wesen, was er g'sagt hat.“

Es war jetzt so still in der Stube, daß man den alten Wast atmen hörte, schwer, stoßweise. Er keuchte, als trage er an einer unsichtbaren Last.

„Hölltuir!“ fluchte der Schgraffl dazwischen, „da wird ja was Schöns g'strickt, in der Strickerschuel!“ Aber niemand hörte ihn. Nur der Wirt schaute ihn eine Weile lang von der Seite an, als wolle er seine Zuverlässigkeit prüfen. Dann erklang die Stimme der Wirtin.

„Tuet hiez nit rehrn, Madelen, und tuet die Faust aufmachen, Bueben, und die Händ falten alle. Wir wöllen hiez beten. Das Gebet müeßt ös guet lernen. Drimal im Tag tuet ihr es beten – „Vater unser... der du bischt im Himmel... gib mir G'sundheit und Kraft... nit für mi, lei für mei Land... dass i net leben mueß in Knechtschaft und Schand. Führ mi nit in Versuechung... dass i a rechter Tiroler bleib... aufrecht und grad... nach Dein Wort und Rat... streiten kann und sterben, wia der Andrä Hofer g'strittn hat und g'storbn ischt, und alle seine Kameraden und tapfern Soldaten... und daß unser Land wieder frei wird und erlöst wird von dem Übel... Amen.“

Die hellen Kinderstimmen sprachen das Gebet der Adlerwirtin nach, Wort für Wort, und die Bauern, wie sie da in der Stube beisammensaßen, pressten die Hände ineinander, bewegten die Lippen und beteten mit. Das Gesicht des alten Wast strahlte seltsam verklärt.



„So ischt es!“ sprach er mit gefalteten Händen, „unser Herrgott lebt no und tuet seine Wunder. Durch ein Weib lernt er uns wieder beten. Wir ham den Glauben verloren g’habt an ihn und an sein Land. Hiez aber wird alles wieder guet!“

Dann stand er auf.

„Adlerwirt“, sagte er und Freude zitterte in seiner Stimme, „schön Wetter isch worden. I mueß mein Acker bauen.“

*Karl Springenschmid, Helden in Tirol, Geschichten vom Kampf und Tod in den Bergen, Franksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1934, S. 59 ff.*



## **Felsen der göttlichen Hilfe.**

Als nach der Niederlage Napoleons im Jahre 1813 die französische Armee Tirol im Oktober wieder verlassen musste, kam es vielerorts zu Gefechten zwischen den abziehenden französischen Soldaten und den einrückenden österreichischen Soldaten und Tiroler Schützen. So auch bei Nasen im Pustertal und um Bruneck.

Da sich zahlreiche Enneberger Schützen an diesem letzten Gefechte beteiligten, befahl der Kommandant der um Bruneck lagernden französischen Truppen einer starken Kompanie, einen eventuellen Rückzugsweg über das Gadertal nach Süden zu erkunden und dabei die Enneberger wegen ihres frechen Aufbegehrens zu züchtigen.

Als man in Enneberg und im Gadertal von diesen Plänen erfuhr, war die Aufregung und Angst groß, denn die meisten Männer des Tales waren bereits aufgeboden worden und kämpften irgendwo gegen die überall abrückenden Franzosen.

Doch bald ergriffen die wenigen noch verbliebenen Männer in Enneberg ihre Stutzen und riefen alle Frauen und Jugendlichen auf, ihnen zu folgen. Am Eingang des Gadertales, in der Nähe von Palfrad bereiteten nun diese Frauen, Kinder und wenige Männer am Hang oberhalb des Weges zahlreiche Steinlawinen vor und erwarteten die anrückenden Soldaten. Die Franzosen gaben ihr Vorhaben sofort auf, als sie den Mut und die Entschlossenheit der Enneberger, ihre Heimat zu verteidigen, sahen. Seither nennt man die Felsen, auf denen die Steinlawinen errichtet wurden: „Felsen der göttlichen Hilfe oder Crep de S. Grazia.“

*Mündlich überliefert – Archiv Waldgänger.*



*Karl Rieder: Ausrückende Tiroler*

## Auf Patrouille.

Von einem Standschützen des k.k.  
Standschützenbataillons Enneberg.

Die Italiener hatten in der Stärke von einem Bataillon in der Nacht unsere Feldwache auf einem exponierten Felsen sechsmal angegriffen, wurden aber trotz ihres heftigen Artilleriefeuers jedesmal blutig zurückgeschlagen. Bei Tagesanbruch bemerkten wir, daß sich ein Teil der Truppe vorsichtig hinter die Felsen zurückzuziehen versuchte.

Eine Umgehung durch unsere Standschützen, welche jeden Weg und Steg in der Umgebung kannten, brachte jene in ein mörderisches Kreuzfeuer, so daß ein großer Teil von ihnen verwundet oder tot am Platze liegen blieb. Unter den letzteren befand sich auch der Bataillonskommandant. Der restliche Teil hielt sich im ausgedehnten Geröllfelde hinter Steinen versteckt. Es handelte sich darum, diese aus ihrer Stellung zu vertreiben.

Sofort meldeten sich freiwillig 4 Standschützen und 6 Jäger zu diesem Unternehmen.

Die kleine Patrouille ging in zwei Teilen rechts und links über die Felsen in das Steingeröll hinab. Kaum waren die Leute ungefähr 100 Meter vorangegangen, sahen sie hinter den Steinen liegend die Italiener und nahmen sie ins Kreuzfeuer. Ohne besonderen Widerstand zu leisten, gaben sich diese gefangen.

Während die Patrouille mit der Abführung der Gefangenen beschäftigt war, ging der Standschütze Quellacasa allein ein Stück vor, um sich zu überzeugen, ob nicht noch mehr Italiener in der Nähe versteckt seien. Vorsichtig schlich er sich an einen großen Felsblock heran und bemerkte unterhalb einen italienischen Hauptmann mit 30 Mann. Die Mannschaft lag gedeckt um den Stein herum, der Hauptmann saß etwas abseits und hatte ein Gewehr quer über die Beine gelegt.

Langsam schlich der Standschütze weiter, das Gewehr schußbereit in der Hand, und näherte sich so dem Offizier. Mit dem Rufe „Waffen nieder“ stürzte er sich auf ihn, entriß ihm mit einem Griff das Gewehr und schleuderte es über den Hang hinaus. Rasch entschlossen rief er dann mit lauter Stimme seine Kameraden herbei, welche sich mit den Gefangenen bereits auf dem Rückwege befanden.

Durch das plötzliche Erscheinen und das energische Auftreten des an Gestalt keineswegs imponierenden Standschützen gerieten die Italiener derart in Verwirrung, daß sich keiner von ihnen zu rühren getraute. Inzwischen waren seine Kameraden herbeigekommen. Die Welschen wurden entwaffnet und stolz kehrte die kleine aber mutige Patrouille mit ihrer Beute in die Stellung zurück.

*Dolomitenwacht 1915–1916, Innsbruck, 1916, S. 94 f.*



## Der Harnisch Tirols.

Am 23. Mai 1915 erklärte das bis vor kurzem mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche verbündet gewesene Königreich Italien den ehemaligen Bundesgenossen den Krieg. Major Pfersmann von Eichthal urteilt im Rückblick:

„Der Harnisch, den Tirol sich mit so großen Opfern im Laufe von neun Sorgenmonaten aus eigener Kraft geschmiedet, bestand seine Feuerprobe in den folgenden Wochen glänzend. Während das Deutsche Alpenkorps und die übrigen Verstärkungen noch aus der Ferne heranrollten, hielten die Tiroler und Vorarlberger Standschützen in den vom Stilfserjoch bis an die Kärntner Grenze reichenden Fels- und Schneegräben treue Wacht. Wo die ersten Alpinipatrouillen in den Tagen nach dem 23. Mai über die Grenze vorfuhren, stießen sie auf hechtgraue Gestalten, piffen ihnen todsicheres Tirolerblei entgegen. Wo es – ausnahmsweise einmal – zum Handgemenge kam, wehrten sich die Großväter samt den Enkeln wie die Rasenden... aus war es mit dem „Spaziergang nach Wien“, den man dem königlichen Heere dreiviertel Jahre lang weisgemacht hatte, aus mit dem „Einmarsch“ in das heißbegehrte Trentino. Fast zwei ganze königliche Armeen wurden nunmehr langsam, vorsichtig, systematisch, rings um Tirol bereitgestellt und nicht früher losgelassen, bis das letzte Geschütz und der letzte Mann zur Stelle waren. Als es aber dann endlich so weit gediehen war, war es zu spät. Zum Angriff übergehend, stießen die königlichen Truppen überall bereits auf deutsche Helme und sonstige frisch herangefahrene k. u. k. Truppen und bissen damit auf Granit.“

Dieser Standschützenausmarsch von 1915 war das größte Blutopfer, das ein Volk jemals seinem Herrscher gebracht hat. In der ganzen Weltgeschichte ist kein Fall bekannt, daß ein Volk sich so zum Kampf gestellt hat bis zum Weißbluten, bis zum letzten, allerletzten Mann!

Unvergesslich wird jedem der Eindruck sein, den in den folgenden Wochen die verödeten Tiroler Dörfer machten. Generalleutnant Krafft von Dellmensingen äußerte damals, gelegentlich einer Frontfahrt einen Mitteltiroler Ort passierend, zum Verfasser: „Ich sehe im ganzen Dorfe keinen einzigen Mann. Nur Weiber, alte Greise und kleine Kinder. Wo sind denn eigentlich alle Tiroler?“

„Ihre Blüte liegt in Ostgalizien begraben. Was davon noch lebt ist eben hinter den Russen her. Und die ganz Jungen und die ganz Alten stehen dort, wo wir eben hinfahren, den Welschen gegenüber.“

Generalleutnant von Krafft schwieg und wir fuhren weiter, zwei Stunden lang durch viele Tiroler Orte. Plötzlich sagte er, der sonst so herrische deutsche General mit weicher Stimme, indem er an den Helm griff: „Ich neige mich vor dem Opfermut des Tiroler Volkes. Etwas Größeres gibt es nicht auf Erden!“

*Oberstleutnant Rudolf Pfersmann von Echental, Vom stillen Heldentum eines Volkes, in: Generalmajor Hugo Kerchnawe: Im Feld unbesiegt, 3. Bd., München, 1923, S. 184 f.*





Sepp Innerkofler



## Erschlagen von den weißen Würgern.

Walter Schmidkunz berichtet über den Kampf auf den Gipfeln im ersten Weltkrieg:

„Unzählige Opfer forderte der weiße Tod in den Bergen und pfuscht grausam-gierig dem eisernen ins Handwerk. Baracken voll froher Männer, schneidige Patrouillen, schleppende Kolonnen begruben die im Föhnsturm zu Tal rasenden Lawinen. Nach Hunderten, nein, nach Tausenden zählen die Männer, die von den „weißen Würgern“ erschlagen wurden.

Ein einziger Tag an der Front, der 13. Dezember 1916, der „schwarze Donnerstag“, kostete mehr Lawinentote als die große, mit Einsatz aller Mittel und Kräfte durchgeführte Frühjahrsoffensive gekostet hatte. An achttausend Männer, die der weiße Tod erwürgt hat, liegen in den Massengräbern der Bergfriedhöfe der Alpenfront.

Schlafend überfiel die Lawine sie in ihren Baracken, die mit Dämmen und Lawinenspornen gesichert waren, und erwürgte sie im Traum. Drüben, am Tonale wollte man versuchen, die 150 Menschen, die in den Unterständen am Hang verschüttet waren, zu retten, da erschlug die neue Lawine auch noch die hundert Retter. Es war der grausame Tod, gegen den es keine Hilfe gab, keine Bauten, keine Klugheit der Fachmänner, nicht Mut, nicht Vorsicht. Dort, wo die Höhenstellungen eben gleichstark wie im Sommer besetzt bleiben mussten, war und blieb der weiße Tod der schlimmste Feind.

Nur dann und wann gelang es, den einen oder anderen der Verschütteten in rascher Hilfe zu retten, und mancher stand einen fürchterlichen Tag lang mit beiden Füßen im Grab. Doch das sind seltene Fälle.

Die schneeigen Ströme sind wie das tiefe Meer, sie geben ihre Opfer nimmer heraus. Die Bravsten der Braven deckt das schwere Leichentuch der Lawinen. Es ist kein schöner Tod vorm Feind! Ich hab' die Toten gesehen, hab' sie mit aus dem Schneegrab geschaufelt. Es ist ein jämmerliches Zugrundegehen, ein wehrloses Erwürgtwerden, ein erbarmungsloses Ersticken im tückischen Element, ein ruhmloses Sterben fürs Vaterland.

Verweht und zerschellt sind Name und Gebein.“

*Der König der deutschen Alpen und seine Helden, Ortlerkämpfe 1915 – 1918, Hrsg. Verlag „Buchdienst Südtirol“, Deutschland, 2005, S. 431 f.*



## Feuertaufe des Standschützenbataillons Enneberg.

Es war am 15. Juni 1915. Die Standschützen der 2. Kompanie des Bataillons Enneberg wurden in aller Frühe zur Ablösung einer Truppe alarmiert und mußten die Stellungen am Kleinen Lagazuoi beziehen. Nach dreitägiger Artilleriesvorbereitung versuchte nämlich der Feind einen Angriff auf unsere schwach ausgebauten und zum Teil wieder zerstörten Stellungen. Die gesamte Besatzung derselben bestand aus 150 Mann des Standschützenbataillons Silz als Verstärkung.

Kaum in die Stellungen gekommen, sahen schon die Schützen, wie ganze Scharen feindlicher Infanterie unter dem Schutze der Artillerie zum Angriff vorrückten. Es geschah dies hauptsächlich von der Front, während ein Teil die Höhen am linken Flügel erklimmte, um unsere Schützen in der Flanke zu lassen. Hinter den Felsen Deckung suchend, rückte der Feind langsam vor. Auf eine Entfernung von ungefähr 1000 Meter fing er wie verrückt zu schießen an. Ganze Salven wurden abgegeben. Die Stärke des Feindes wurde auf drei Bataillone geschätzt, was sich aus

dem Tagebuche eines gefallen italienischen Hauptmanns bestätigte. Zu allen Unglück legte sich dichter Nebel über das Gelände und benahm jede Aussicht. Unter dem Schutze desselben konnte der Feind sich immer näher an unsere Stellungen heranarbeiten, ohne durch unser Feuer belästigt zu werden. Etwas Gutes hatte der dichte Nebel dennoch: die feindliche Artillerie hörte mit der Beschießung auf. Schon war der Feind in unserer unmittelbaren Nähe und feuerte trotz des Nebels ohne Unterlaß. Man vernahm laute Rufe: „Ihr seid nur ein paar alte Tiroler und etliche Kinder! Evviva Savoia! Abbasso Austria! Wir werden mit Euch Bauern schon fertig werden.“

Unsere Leute hatten den Befehl, mit der Munition möglichst zu sparen, und der Kompaniekommandant hatte allen untersagt, früher zu schießen, als bis er das Zeichen dazu geben würde. Die Standschützen waren, obgleich sie niemals eine militärische Ausbildung genossen hatten und noch niemals im Feuer gestanden waren, ungeachtet der

vielleicht 15fachen Übermacht keineswegs verzagt oder mutlos. Unter ihnen befanden sich verwegene, entschlossene Gensdarmen und ausgezeichnete Schützen, welche vor Begierde brannten, dem verhaßten welschen Verräter einen Denkmalsstein zu geben. Freilich gab es manche, welche sich schon für verloren hielten. Hatten sie doch keine Artillerie zur Unterstützung, kein Maschinengewehr befand sich in Stellung, und vor sich eine so gewaltige Übermacht. Doch diesen wurde mit dem Hinweise darauf Mut gemacht, daß man sich unbedingt wehren müsse und ein Zurückweichen ausgeschlossen sei. Vom Sasso di Stria, der zufällig an jenem Tage vom Feinde besetzt war, schoß der Feind in unsere rechte Flanke, während der Hauptstoß von der Front und der linken Flanke aus erfolgte. Schon waren die Ersten auf dreißig Schritte herangekommen; sie riefen in einem fort: „Ich treffe drei solche alte Tiroler. Ich vier. Ich alle“ und dergleichen mehr. Ruhig stand unser Hauptmann da und ermunterte seine Leute. Noch war



kein Schuß gefallen. Da auf einmal hebt sich der Nebel, die Aussicht ist frei. Tausende von Italienern sieht man heraufkrabbeln, einige sind schon beim Drahtverhau. Da ergeht der Befehl: „Feuer!“ Die Schüsse krachen. Als erster fällt, von vier Kugeln getroffen, jener, welcher unter dem Rufe „Ich treffe vier“ mit seinem Gewehr den Stacheldraht zu durchschlagen versuchte. Bald wälzen sich Hunderte in ihrem Blute. Die ersten Reihen sind niedergemäht, die Nachrückenden werden wie Hasen niedergeknallt, denn auf die geringe Entfernung ist jeder Schuß ein Treffer und ruhig, als wären sie auf dem Schießstande, schießen unsere Schützen. Alle, welche hinter den schützenden Felsen hervorbrechen,

stürzen betroffen zu Boden. Auf einen solchen Empfang waren die „Katzelmacher“ freilich nicht gefaßt. Es ist ein Schreien und Jammern, das Mark und Bein durchdringt. Bald sieht man die Feinde in hellen Haufen den Berg hinunterlaufen, während die Schützen ihnen nachknallen. Der Angriff ist abgeschlagen. An 300 schätzen wir die Anzahl der Toten, zahllos sind die Verwundeten, welche unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit vom Feinde größtenteils geborgen werden. Gegen dreißig Leichen werden von den Unserigen begraben. Der Feind wird sich eine andere Meinung von unseren Standschützen gebildet haben.

Unsere eigenen Verluste beliefen sich auf einen Schwer- und fünf Leichtverwundete.

Das war die Feuertaupe des Standschützenbataillons Enneberg, welches sich auch noch später in den schweren Kämpfen am Col di Lana und Sief-Sattel neue Lorbeeren geholt hat.

Als Zeichen der Anerkennung für diese Waffentat erhielten drei Offiziere das „Signum laudis“ und zwei Unteroffiziere die silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.

*Major Kostner, Dolomitenwacht  
1915–1916, Innsbruck, 1916, S. 25 f.*

## Den Vorfahren von 1809 nicht nachgestanden.

Der Landesverteidigungskommandant von Tirol, General von Können-Horak berichtet:

„Der Geist und der gute Wille war überall ganz ausgezeichnet. Bei der Musterung spielten sich rührende Szenen ab. So zum Beispiel bat der 72-jährige Senn aus Meran, mit Tränen in den Augen, um Einteilung in die Feldformation. Glaublich hat er den ersten Schuß auf Lavarone abgegeben... Die ganze Improvisation hat meines Wissens in der Geschichte kein Beispiel. Freudig eilten Greise und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, an die Front und in den Kampf. Was an Ausbildung fehlte, ersetzte der eiserne Wille, für Tirol zu kämpfen.

Ein Großteil der Standschützenbataillone unterstand mir auch im Kriege. Die Bataillone auf Lavarone und Folgaria, in der Val Sugana und im Etschtal, in Riva und in den Judikarien, am Ortler, am Tonale, im Fleimstal und in den Dolomiten waren von demselben Heldengeiste beseelt, der einst ihre Vorfahren unter Andreas Hofer zum Siege führte. Alle standen ebenbürtig, als vollwertige Kämpfer, dreieinhalb Jahre an der Seite unserer braven Truppen. Jedes Bataillon erkämpfte Lorbeeren zu dem Ruhmeskranze, den sich die Standschützen errungen hatten.

Alle Kommanden, inklusive höchster Stellen, waren voll des Lobes über diese zirka 40.000 Mann starke Milizimprovisation; ohne sie wäre, wenigstens anfänglich, eine Verteidigung Tirols unmöglich gewesen.

Die Standschützen sind ihren großen Vorfahren von 1809 in keiner Weise nachgestanden, sie haben sie erreicht, eine unparteiische Geschichtsschreibung wird vielleicht dereinst sagen: „übertroffen“.

Zahlreiche Kreuze entlang unserer ehemaligen Grenze künden von den Heldentaten und dem Heldentode der Standschützen, die für Gott, Kaiser und Vaterland in Erfüllung der freiwillig übernommenen Pflicht ihr Leben opferten. Ehre ihrem Andenken immerdar! Möge die Jugend sich an den Taten ihrer Väter ein Beispiel nehmen.“

*Festschrift der Nordtiroler Landesregierung: „k.k. Standschützenkorps 1915-1918“, Innsbruck, 1935, S. 7 f.*



## Tiroler Bauern Anno 1915.

Die Helden von anno neun stehen wieder auf. Lang moderte im Schoß der Heimat ihr Gebein, sie gürteten sich das Schwert um, das lange gerastet, und ziehen aus. Ihre Augen blitzen wieder, sie stehen hinter Enkel und Urenkel, sie gießen mit zitternden Händen Blei und machen die Felsen lebendig. Sie entzünden wie ehemals auf den Höhen die nächtlichen Kreidenfeuer, sie läuten die Glocken.

Auch heute werden die Felsen wieder lebendig. Die Standschützen kennen die Schluchten und Steige der Berge wie die Taschen ihrer Joppen, sind wie Füchse, die man ausgraben muß aus ihrem Bau, starkknochig halten sie das Gewehr im Anschlag. Nicht die Nacht, die lauende, kann sie überraschen, hoch horsten sie wie die Adler, der Feind soll kommen, das heiße Blei erwartet ihn und die mitleidlosen Felsen.

Im Tal blüht der Sommer, murmeln geschäftige Bäche durch grünen Wiesengrund, rot breitet sich der Teppich des Heidekrauts, die Grillen zirpen. Hoch droben liegt ewiger Schnee, hoch droben liegen die Tiroler Scharfschützen auf der Wacht.

Hoch droben lauert auch der Zirnerbauer auf den Tod und Verderben, er ist nicht allein wie die Mutter, die in einsamer Stube bangt. Das Schimmele ist stolz, es hat gar bald das Schießen gelernt, das Ziel waren Geier und flüchtige Gemen, es gibt dem Alten nichts mehr nach. Die Sonne brennt heiß auf dem Schnee, auf Schleichwegen und auf Schmugglerpfaden rückt der Feind seine Patrouillen langsam näher.

„Wir wöll’n sie schon derpacken!“, sagen die Tiroler. „Maronibrater!“, höhnt das Schimmele.

Geduckt in der niederen Felsenspalte, die die Natur als sicheren Schützengraben gebildet hat, kauern die Standschützen, drüben auf dem Saumpfad schleicht der Feind, die ersten Kugeln pfeifen.

Schimmele, gib acht, dein blonder Schopf leuchtet wie Gold. Aber das Schimmele lacht, hat lauend gezielt und einen der Welschen getroffen, mit goldenen Borten und Tressen, darunter tut es des Zirnerbauern Jüngster nicht!

Schimmele, gib acht, die Felsen gellen und heulen vom Anprall der Kugeln, die der Feind herüberschickt.

Der Schnee leuchtet, bald färbt ihn rotes Blut. „Herrgott im Himmel, Bua!“, ruft der Alte. Das Schimmele fällt vornüber, gurgelnd ringt sich ein Schrei aus seiner Kehle, sein junges Herz flattert wie ein scheuer Vogel, da es der Tod in die Hand genommen.

Dann ist es wieder still, so still, daß der erste Büchschuß, der wieder fällt, wie eine Erlösung klingt. Heut wehen keine Schützenfahnen, kein Glockengeläute tönt durch das Tal, der rote Wein liegt noch in der Haft der Beeren. Weiß blinkt der Schnee, darauf glüht rotes Blut. Rot-weiß: Tiroler Landesfarben!

*Hermann Greinz, Tiroler Bauern anno 1915, Adolf Bonz & Co., Stuttgart, 1916, darin: Blutige Pfingsten, Textprobe S. 159.*





## Der rettende Handstreich.

Schilderung durch den damals 20 Jahre alten Fähnrich und Leutnant des Kaiserschützenregiments Nr. III, Josef Sailer aus Kramsach in Tirol, über die Eroberung der Hohen Schneid:

„Ein Angriff auf die Hohe Schneid war unter normalen Verhältnissen wegen des Hängegletschers am Nordhange der Hohen Schneid ganz unmöglich, der Südhange zeigte apere, aber sehr steile Abstürze mit zahlreichen Querschluchten, der Grat war stets verwehtet. Es blieb nichts anderes übrig, als im Winter hindurch einen Angriffstunnel im Gletschereis bis zur feindlichen Stellung zu bohren. Kaiserschützenhauptmann Kálal begann Mitte Oktober 1916 mit der Ausführung dieses Werkes, Oberleutnant Mayböck des Kaiserschützenregiments Nr. III, Kommandant des Alpinen Detachements und Landsturmlieutenant Liendl leiteten die Tunnelierungsarbeiten, die an unserer Mannschaft (Kaiserschützen, Landstürmer, Standschützen und Infanteristen des Infanterieregiments Nr. 29) die härtesten Anforderungen stellten. Schlechte, verdorbene Luft,

niedere Temperaturen, tagelang ohne Tageslicht zwangen zur Ablösung schon nach sechs Tagen, die Stellungskommandanten blieben zehn Tage. Ende Februar war der erste Stollen bis zum Hauptgipfel fertig gestellt, und man ging daran, einen zweiten Stollen etwa 100 Meter tiefer an die unterdessen vom Feinde besetzte zweite Kuppe anzugraben. Doch mußte der Feind unsere Tunnelierungsarbeiten in letzter Zeit beobachtet haben, möglicherweise durch unvorsichtiges Auswerfen des Ausbruchmaterials u. dgl., denn wie sich später zeigte, hatten Alpini einen Steig am Südhange zum Hauptgipfel der Hohen Schneid ausgegraben und teilweise in der gewaltigen Gratwechte geschützte Stollen angelegt.

Bei diesen Arbeiten stießen sie auf unseren ersten Stollen, der von uns in seinem letzten Abschnitte für einen späteren Angriff nur mäßig ausgebaut, aber noch im Eise verborgen lag.

Am Nachmittage des 17. März 1917 ging nun zufällig Bergführer

Zugsführer Rainer in den oberen Stollen, um zu horchen, ob die Bohrungsarbeiten in unserem Tunnel hörbar seien. Am Ende des Tunnels erblickte er auf einmal von vorne Tageslicht, und vor ihm standen die Italiener. Unbewaffnet, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen und uns zu alarmieren. Wir hielten gerade Mittagspause, waren fröhlich, da wir für die kommende Nacht Ablösung erwarteten (ich war schon den 21. Tag im Eise und sehnte mich nach Luft), als Rainer uns die Nachricht brachte, dass „oben“ die Italiener uns empfangen wollen. Für einen solchen Besuch waren wir noch nicht vorbereitet, es fehlte uns an Handgranaten und die Munition reichte nur für kurze Zeit.

Rasches Handeln konnte uns noch am ehesten retten. Ich stürmte mit fünf Mann durch den Stollen nach oben, vier Mann mußten den Tunneleingang bewachen und die Bohrmannschaft herbeirufen, die restlichen fünf Mann kamen nach. Die Situation war bald erfaßt: Alpini waren in unseren Stollen

eingedrungen, hatten sich gegen Sicht bereits geschützt, und in diesem Augenblicke begann der Kampf im engen Tunnel, in dem einer knapp hinter dem anderen stehen mußte. Schritt für Schritt rückten wir vor. Der vorderste Italiener wurde bald am Arm verwundet und zog sich zurück; diesen günstigen Augenblick nützte ich, um in eine von uns seinerzeit vorbereitete Nische einzudringen. Mit den Händen grub ich den Ausgang auf den Nordhang frei in der Absicht, von außen auf den Grat zu kommen und den Feind von dort anzugreifen. Zwei brave Männer folgten mir auf diesem gefährlichen Wege. Tatsächlich hatten die Italiener unseren Stollen stark besetzt und ihre Reserven waren schon nachgekommen.

Die Lage wurde sehr kritisch, unsere ganze Stellung und mit ihr ein großer Teil des Kampfabschnittes waren in Gefahr. Ich wußte, daß im Tunnel nur mehr fünf Mann waren, die Italiener waren in einer Stärke von 20 Mann vor dem nach Süden offenen Stollen.

Durch den Angriff vom Grat trat beim Feinde Verwirrung ein, ein Alpino blieb tot liegen, einige stürzten ab und viele flüchteten sich hinter eine gewaltige vorstehende Wächte.

Unterdessen fanden wir auf Veranlassung des Artilleriebeobachters Leutnant Georg Simon – der spätere Held von Carzano – Unterstützung durch unsere Artillerie vom Nagler, doch mußten wir vom Grate weichen, sobald uns der Feind von seiner Stellung auf der Vorderkuppe entdeckt hatte.

Kaiserschütze Hamm lag neben mir verwundet und ich mußte trachten, ihn noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen; beim Einstieg durch das enge Schneeloch erhielt derselbe noch einen Schuß durch beide Oberschenkel. Wieder im Stollen bei den Unseren angekommen, konnte ich erst sehen, wie vorzüglich ausgerüstet und vorbereitet der Feind war: Säcke mit Handgranaten und Munition lagen dort, und es wunderte mich, dass die Italiener die Handgranaten nicht verwendet hatten, wo sie doch mit einer schon uns große Verluste hätten bringen können.

Bald nach Abwehr des Angriffs eröffnete die feindliche Batterie vom Monte Forcellino her ihr Feuer auf den von uns besetzten Gipfel und der kurz darauf erfolgte Gegenangriff wurde von uns gleich abgewiesen. In der heranbrechenden Dunkelheit sollte ich noch mit

zwölf Mann die beiden Vortruppen angreifen, doch wurde das Vorrücken wegen unüberwindlicher Geländeschwierigkeiten aufgehalten und wir mußten uns vorerst mit der Gipfelstellung zufriedengeben. Für diese Tat wurde ich mit der goldenen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, außerdem erhielten drei der Tapfersten die Silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse und vier die Bronzene Tapferkeitsmedaille. Mein Kommandant Oberleutnant Mayböck wurde mit dem Militärverdienstkreuz, Leutnant Simon mit dem Signum laudis und Hauptmann Kálal mit dem Leopolds-Orden ausgezeichnet.

Für den geplanten Angriff war als Kommandant Leutnant Liendl bestimmt. Heute bin ich stolz darauf, daß ich die – durch einen Zufall plötzlich ausgelöste – Aktion glücklich durchgeführt habe, denn damals habe ich es noch gar nicht so recht verstanden, ich war erst 20 Jahre alt.“

*Lt. Josef Sailer, Die Eroberung der Hohen Schneid am 17. März 1917, in: „Kaiserschützen, Tiroler-Vorarlberger Landsturm und Standschützen“, Hrsg.: Kaiserschützenbund für Österreich, Wien 1933, S. 128.*

## **Wir gehen nicht.**

Am 3. November 1918 wird der Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und der Entente/Italien geschlossen. Auch im Ortlergebiet erfahren die Soldaten davon und es ertönen erlösende Rufe der Soldaten:  
Waffenstillstand!

Nur der Kommandant vom Ortler, Oberjäger Kollars, fragt zögernd an: „Waffenstillstand? Das heißt gehen!

Nein, wir gehen nicht, wir bleiben! Wir haben zwölftausend Schuß, haben Handgranaten, Geschütze und Maschinengewehre. Haben für acht Tage zu essen und zu heizen. Wir gehen nicht!“

Oben auf dem Ortler eilt ein Teil der Besatzung zum vereisten Flaggenmast auf dem Gipfel. Auf 3.902 Meter Höhe wollen sie die schwarz-gelbe Fahne hissen. Aber der Gegner – schießt. Verjagt die Gruppe, die sich mit der Flagge und einer Ziehharmonika gegen die Spitze mühte. Sie rangen Stufen dem knirschenden Eis ab, es rann ihnen der Schweiß vom Körper und der Sturm peitschte ihnen ins Gesicht. Die Fahne wollten sie hissen und dazu die Hymne spielen, die jedes Kind im Lande kennt. Nun aber müssen sie laufen, um nicht unter den Kugeln des Gegners liegen zu bleiben.

Die Flagge bleibt auf Halbmast stecken ... Welches Omen um dieses kleine Ereignis am Vormittag des 3. November 1918 auf dem Ortler!

Der König der deutschen Alpen und seine Helden, Ortlerkämpfe 1915 – 1918, Hrsg. Verlag „Buchdienst Südtirol“, Deutschland, 2005, S. 565.



Tiroler Heldenbuch - Serie Südtirol  
Titelblatt des Bandes Welsberg von H. Grimm.

## EntschlieÙung bei der Kundgebung.

9. Mai 1920 vor dem Andreas-Hofer-Denkmal in Meran. 10 000 Männer aus dem ganzen Burggrafenamt waren erschienen.

„Die heutige, von Tausenden von Südtirolern aus dem Burggrafenamte, Passeier, Ulten und Vinschgau besuchte Volksversammlung spricht dem Deutschen Verbands für seine bisherigen Tätigkeiten innigen Dank und volles Vertrauen aus.

Wir weisen jede Einmischung der Trentiner in unsere Angelegenheiten zurück und lehnen jede Gemeinschaft mit Trient ab. Wir bekämpfen mit allen Mitteln den Plan, Südtirol in eine Provinz mit dem Trentino zu zwängen und verbitten uns ebenso entschieden die Anmaßungen der Trentiner, eine Oberaufsicht über Südtirol üben zu wollen.

Wir wenden uns entschieden gegen alle Verwelschungsbestrebungen gegen die willkürliche und eigenmächtige Beamtenentlassungen und sonstigen Eingriffe in unsere alten Tiroler Rechte.

Wir sind Deutsche und Tiroler und wollen es bleiben.

Darum fordern wir von der Regierung die Gewährung der vollen Selbstverwaltung Südtirols.“

Am Kassianisonntag hatte auch Brixen seine Kundgebung, wo hoch über der Versammlung, bei welcher „Autonomie für Südtirol!“ gefordert wurde, auf einer riesigen Tafel zu lesen war:

Tiroler sind wir, frei seit tausend Jahren;  
Wir lassen nicht mehr ab von unserem Recht.  
Wir wollen stolze deutsche Art bewahren!

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 42 f.*



Es glüht der Rosengarten  
In deutscher Sage Schein,  
Von deutschem Lieb umwoben —  
Und dort soll Weltland sein!

Es leuchten die drei Zinnen  
Drauß ins Abendrot,  
Ein lebernes Flammenschilden  
Die Heimat liegt in Not! —

Woh klingt durch alle Täler  
Des wunden Äblers Schrei:  
„Helft unsern deutschen Laibe  
Und macht es wieder frei!“

Haltet die Treue, im Kampfe bewährt  
Furchtlos auch weiter am heimischen Herd.  
Hört des gefesselten Äblers Schrei:  
„Macht mein Tirol wieder deutsch und frei!“

W. L. Zymuth



## Herz-Jesu-Sonntag 1920.

Juninacht. Wie einen goldübersäten blausamtenen Mantel breitet sie das funkelnde Firmament über Tirol. Auch die Erde glimmt und leuchtet mit Tausenden von Flammen. Ist ein Sternregen auf die Tiroler Berge niedergegangen? Sind ungezählte Brände über Berg und Tal entzündet? Ich stehe mit einer Gesellschaft auf dem Höhenwege von Lengmoos am Ritten. Wir schauen über das Land. Da ist keine Spitze, auf der nicht ein heller Schein aufblitzt, kein Hang, über den es nicht feurig aufsprüht. Ist es ein Gaukelspiel, eine Sinnestäuschung? Nein, es ist eine Feier Tirols, Herz-Jesu-Sonntag, aus schwerer Kriegszeit her durch fromme Angelobung der Tiroler Stände geheiligt und alljährlich durch Feuer auf allen Höhen begangen. Der Weltkrieg hatte den Brauch unterbrochen, das Militärregiment im Jahre 1919 nicht gestattet. Nun im Jahr 1920 lebt er wieder auf. Im alten Glanze flammt die Glut, auf Zinnen und Graten brennen Lichterreihen über Hänge und Felsabstürze. Und wo es lodert, da wird gesungen, vaterländische Soldatenlieder, „Auf zum Schwur Tiroler-Land“ und was sonst das Gemüt des Volkes in Luft und Schmerz zerwühlt. Dazwischen hinein klingen Hörner und dröhnen von Nord und Süd die mächtigen Schläge der Böllersalven. Die Nacht ist lebendig. Vor den Häusern auf den Lichtungen und Kuppen drängt sich Volksgewühl, tauscht Erinnerungen aus und schwelgt in der hohen Empfindung einer Gemeinschaft ganz Tirols, nicht nur von den Pfeilern der Salurner Klause bis zum Kamm der Ötztaler und Zillertaler Ferner, sondern darüber hinaus bis an die bayerische Grenze.

In der Gesellschaft, die mit mir auf den Ritten gefahren ist, um dieses gewaltige Feuermeer tirolischer Begeisterung zu bewundern, befindet sich auch die Witwe eines österreichischen Offiziers, der auf dem Hochlande der sieben Gemeinden sein Grab hat. Sie gibt sich der Größe dieser sang- und feuererfüllten Juninacht hin. Nach einer Weile übermannt sie die Ergriffenheit und unter Tränen sagt sie mir: „Nun weiß ich wenigstens, wofür mein Mann sein Leben gelassen hat...“

Anders sahen die Italiener vom Tal hinauf. Sie hatten schon vorher davon erfahren. Ein Rundschreiben der Tiroler Volkspartei war ihnen in die Hände gefallen, worin zur Wiederaufnahme des alten Brauches aufgefördert wurde. Der letzte Satz, der als poetischer Schluß gedacht war, lautete: „Von Kufstein bis Salurn mögen die Flammenzeichen lodern, die Nacht unserer Knechtschaft erhellend.“ Der Sekretär der Partei, ein jugendlicher, warm empfindender Mensch, hatte es geschrieben. Den Italienern flößten diese Worte große Besorgnisse ein: hier war etwas im Zuge, wahrscheinlich die Erhebung Tirols. Alle Karabinierstationen erhielten genaue Weisungen, dem Militär wurde Bereitschaft anbefohlen, und als der Herz-Jesu-Sonntag anbrach, standen vor der Bozner Pfarrkirche, im Hofe des Postgebäudes Maschinengewehre. Sie brauchten nicht in Verwendung treten, denn kein Mensch hatte an einen Putsch gedacht. Ich selbst, den die Italiener nachträglich als den Hauptschuldigen an den Ereignissen bezeichneten, befand mich den ganzen Tag über auf dem Ritten.

Die Ordre de bataille tat ihre Wirkung. An zahlreichen Orten griffen die Karabinieri mit Beschränkungen und Verboten schon in die kirchlichen Morgenfeiern, Hochamt und Prozession ein. In Passeier verlangte man die Ablieferung der in der Prozession mitgetragenen Schlachtenfahne Andreas Hofers. Als dies auf leidenschaftlichen Widerstand stieß, begnügten sich die Karabinieri mit der Forderung, von der Fahne müßten die Ehrenbänder und Gedenkmünzen abgenommen werden. Zur Vermeidung eines blutigen Zusammenstoßes gab die Führung der Passeierer dieser Forderung nach. Aber die Erbitterung war übergroß.

Am Abend, als allenthalben die Feuer aufflammten und die Böllersalven wie Geschützdonner von den Bergen schlugen, erreichte die Aufregung auf italienischer Seite ihren Höhepunkt. Die Bergbeleuchtung irgendwie zu verhindern oder auch nur zu stören, überstieg die Kräfte aller im Lande befindlichen Truppen. So begnügte man sich mit Eingriffen in den geschlossenen Ortschaften. In Bozen zog Militär auf, besetzte die Talferbrücke, vertrieb mit gefälltem Bajonett die Volksmenge, die sich dort in andächtiger Bewunderung des Schauspiels gesammelt hatte, und richtete die Maschinengewehrmündungen auf sie. Ein halb Dutzend Männer wurden verhaftet und nach Trient abgeführt. Auch in anderen Gemeinden wurden ausgiebig und ohne jeden vernünftigen Grund zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. So in St. Ulrich, in Stilles, in Auer. Hier wurde sogar der hochangesehene Altbürgermeister Gallmetzer hinter Schloß und Riegel gesetzt. In Branzoll schoß ein Offizier ohne Notwendigkeit in einen Restaurationsgarten. Die Menge fiel über ihn her, entwaffnete und verprügelte ihn. Sechzig Personen wurden daraufhin festgenommen und nach Trient verschleppt.



Dr. Eduard Reut-Nicolussi

Den heftigsten Konflikt erlebte Tramin. Dort hatten die Karabinieri zwei junge Leute, angeblich weil sie ohne behördliche Erlaubnis Böller abfeuern wollten, in Haft genommen. Diese Schärfe erregte die Bevölkerung, eine große Menge Volkes sammelte sich vor der Kaserne und verlangte die Freigabe der Eingekerkerten. Eine Karabinieripatrouille trat nun vor die Türe und nahm die Gewehre schußfertig. Die Antwort darauf war ein Steinhagel. Die Karabinieri zogen es vor, ohne Schuß ins Haus zurückzukehren. Die Belagerung der Kaserne dauerte noch ziemlich lange, bis der Bürgermeister das Volk beschwichtigte und zum Heimgehen bewog.

Am nächsten Tage wurden 31 Traminer in Ketten geschlossen nach Neumarkt abgeführt. Diese Gemeinde war kurz vorher durch Credaro der gewählten Gemeindevertretung beraubt und mit einem Kommissär ausgestattet worden. Dieser nahm zu allem Überfluß im Arreste des Gerichts, wo er nichts zu tun hatte, eine „Besichtigung“ der Verhafteten vor. Darauf wurden sie, die von Tramin und jene von Branzoll, nach italienischer Gepflogenheit nicht nur jeder für sich gefesselt, sondern überdies in Gruppen zu sechs oder acht an eine gemeinsame Kette gehängt und nach Trient befördert.

Als in der Folge die Einzelheiten der italienischen Zwangsmaßnahmen am Landesfeiertage bekannt wurden, riefen sie im ganzen Volke Empörung hervor. Die Südtiroler Presse beschuldigte die Behörden eines herausfordernden Übereifers gegen eine nicht existierende Gefahr, stellte eine Fülle von Gesetzesverletzungen fest, die von den beteiligten italienischen Gesetzesorganen begangen worden waren, und beschwerte sich ernstlich, daß man einen so ehrwürdigen Brauch wie die Feier des Herz-Jesu-Sonntags in so roher Weise gestört habe.

Der Bürgermeister von Bozen setzte sich für die grundlos Verhafteten seiner Stadt ein und durch weitere Interventionen versuchte man die eheste Freilassung der Betroffenen zu erwirken.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 55 ff.*



## Nach Ende des Ersten Weltkriegs in Südtirol.

Das Volk wurde wehrlos gemacht. Die Waffenfreiheit, Tirols uraltes, in ruhmreichen Kämpfen bewährtes Erbgut des Volkes, wurde aufgehoben und die Ablieferung aller Waffen angeordnet. Als Waffen wurden in der Folgezeit selbst Taschenmesser behandelt, deren Klingen die Länge von 4 cm überschritten. Die Italiener dachten gar nicht daran, welche Kränkung sie den Tirolern damit antaten, oder war ihre Ängstlichkeit so groß, daß sie es auf diese Beleidigung ankommen lassen wollten? Mit unnötiger Härte wurde der Befehl der Waffenablieferung schon damals durchgeführt. Mehrjährige Kerkerstrafen regneten auf Männer, die säumig waren.

In schwer erklärlicher Nervosität ließen sich die Besatzungstruppen zu zwecklosen Schikanen hinreißen. An der Gerlosbrücke in Passeier wurde eines Tages ein italienischer Posten erschossen aufgefunden. Offenkundig hatte er sich selbst das Leben genommen. Eine Fülle von Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und abermaligen Verhaftungen erfolgte. Sie hatten kein Ergebnis. In Klausen brachen drei italienische Soldaten zur Nachtzeit, um zu stehlen, beim „Stampflwirt“ ein. Dieser setzte sich zur Wehr, schoß einem Soldaten durchs Herz, verwundete den zweiten schwer an der Hüfte und jagte den dritten in die Flucht. Noch in der Nacht mußte der Wirt ins Gebirge fliehen, wo er von den Italienern

nach einigen Wochen eingefangen wurde. Er wurde freigesprochen. Zur Rache fielen italienische Soldaten über den allgemein verehrten Bürgermeister Gallmetzer her, schossen ihn durch beide Wangen und bearbeiteten ihn, als er am Boden lag, auch noch mit Dolchen. Mit Mühe konnte ihm das Leben gerettet werden. Ein anderer Bürger, der um dieselbe Zeit zum Fenster hinaussah, Vater von vier Kindern, wurde tödlich durch den Kopf geschossen.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 25 f.*



*Tb. Walch: Geknechtet*

## Der Blutsonntag.

Am 24. April 1921 kamen hunderte Faschisten aus dem norditalienischen Raum mit Zügen nach Bozen, um den Trachtenumzug zur Eröffnung der Bozner Messe zu stören.

Eduard Reut-Nicolussi berichtete:

„Die Banden marschierten in Dreierreihen, schrille Lieder gellten durch die Straßen. Bürger und Bauern wurden belästigt, auch Mädchen konnten nicht unbehelligt ihres Weges ziehen. Ein eiserner Adler, der Schild eines Gasthauses am Obstmarkt, wurde heruntergerissen und als Trophäe umhergetragen, es sollte das Sinnbild Österreichs sein, dem die Faschisten in Südtirol den Garaus gemacht hatten.

Nachmittags um 2 Uhr setzte sich der Trachtenumzug in Bewegung. Meraner und Überetscher, Grödner und Pustertaler zogen in leuchtenden Farben durch die Stadt. Das freudige Bild erweckte in den dichtgedrängten Straßen helle Begeisterung. Für den ruhigen Verlauf schien vorgesorgt. In den Seitenstraßen standen Militärabteilungen bereit, sofort einzugreifen, wenn irgend jemand

die Feier zu stören drohe. Credaro selbst war in Bozen, um auch durch das Gewicht seiner Anwesenheit beruhigend zu wirken.

Die Hauptstrecke wurde vom Trachtenumzug ohne Zwischenfall zurückgelegt, als er aber zum Obstmarkt gelangte, standen die Faschisten zusammengeballt. Durch höhnische Rufe trachteten sie die Teilnehmer herauszufordern. Als dies nicht gelang, reizten sie sie, indem sie ihre Knüppel schwenkten und den erbeuteten eisernen Adler an einer Stange über den Köpfen der Festzugsteilnehmer schwenkten. Als dadurch keine Verwirrung entstand, fielen Faschistenbomben in den Zug. Die Explosionen riefen eine schreckliche Panik hervor, in welche die Faschisten auch noch mit Pistolen schossen. Als nun das Militär eingriff, um die Faschisten zu schützen, bedeckten 48 Verwundete, Männer und Frauen, den Boden, darunter kein einziger Italiener. Unsere Leute waren völlig unbewaffnet gekommen und hatten weder Zeit noch Gelegenheit zur Gegenwehr gehabt. Der Schulleiter von Marling, Franz Innerhofer, der zwei Burggräfler

Knaben in Sicherheit bringen wollte, wurde von einem Faschisten bis in den Ansitz „Stillendorf“ in der Rauschertorgasse verfolgt, von hinten angeschossen und starb nach wenigen Minuten.

Das Fest war aus. Die Faschisten zogen nach weiteren Gewalttaten johlend in geschlossenen Abteilungen unter Führung und Schutz des Militärs zur Bahn und fuhren nach dem Süden.

Der Eindruck dieser ersten schweren, von der Regierung in keiner Weise behinderten Bluttat auf unser Volk war niederschmetternd. Zum ersten Mal sahen wir unserer völligen Rechtlosigkeit in das Medusenantlitz. Es wurde mit einem Schlage klar, was aus uns werden mußte: eine wehrlose Beute der schlimmsten Instinkte.

Am nächsten Morgen blieben alle Geschäfte geschlossen. Die Bevölkerung wurde auf dem großen Marktplatz am Eisack zu einer Versammlung gerufen, in welcher die Vertreter aller drei deutschen Parteien das Wort ergriffen. Ich selbst sprach für die Volkspartei so scharf, wie es die Schwere der Ereignisse verlangte: „Der Tote liegt da drüben



erschlagen. Aber wenn die Faschisten geglaubt haben, daß mit dem Franz Innerhofer unsere deutsche Treue erschlagen sei, dann haben sie sich, bei Gott, getäuscht! Erschlagen haben sie gestern den letzten Rest der Sympathie, der vielleicht in diesem Lande für Italien vorhanden war."

Der Zorn des Volkes wurde durch ein starkes Militäraufgebot in Schranken gehalten, aber die Bozener Faschisten mußten am Montag die Stadt fluchtartig verlassen, und auch die Offiziere der Armee konnten sich ohne starke Bedeckung nirgends blicken lassen."

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 81 ff.*

## Franz Innerhofer



## Interview mit einer Katakombenschülerin.

*Maturantin:*

*Was fällt Ihnen ein, wenn Sie an die Zeit des Faschismus in Südtirol zurückdenken?*

Eva Willeit:

Unterdrückung. Das ist das Erste, was mir zu dieser Zeit einfällt. Dazu weiß ich ein schönes Beispiel. Ein Cousin von mir hatte in der „pagella“ 3 Jahre lang Fünfer, weil mein Onkel nicht bereit war, die 5 Lire für die „tessera“ der Balilla zu bezahlen. Nach einiger Zeit hat dann die Tante die fünf Lire eingezahlt und von einem Tag auf den anderen hatte er in allen Fächern „lodevole“, was zu Deutsch lobenswert heißt.

*Wie ging es Ihnen in der italienischen Schule?*

Das erste Jahr in der italienischen Schule war sehr schlimm. In einer Klasse waren an die 40 Kinder. Man muss sich vorstellen, ein Erstklässler, der zu Hause alles nur deutsch gehört hat, und der auf einmal in die „walische“ Schule gehen muss, wir haben ja alle nichts verstanden. Aber da wir eine brave Lehrerin hatten, die immer Wörter suchte, die dem Deutschen sehr ähnlich waren, und sie immer, wenn sie ein italienisches Wort gesagt hat, mit ihrem Stock auf den Gegenstand gezeigt hat, den sie meinte, fiel es uns etwas leichter. Man hat nach und nach gelernt, aber nicht gern, denn, wenn man nach Hause kam, wurde wieder deutsch geredet und die Eltern haben über die „Walschen“ geschimpft und sind über sie hergezogen.

*Wie waren die Lehrer in der italienischen Schule?*

Die Lehrer zu dieser Zeit waren sehr brutal. Die haben die Kinder aus purem Privatvergnügen geschlagen. Auch ich hatte eine Lehrerin, die am Morgen immer etwas auf Italienisch sagte, was wir zwangsläufig nicht verstehen konnten, und wenn niemand geantwortet hat, was sie von vornherein schon wusste, hat sie willkürlich einen Schüler bei den Haaren zur Tafel geschleift und ihn dort dann verprügelt. Wir waren alle eingeschüchtert bis aufs Letzte und sind auch nicht mehr gerne zur Schule gegangen. Man konnte sich auch nicht richtig verständigen. Ich weiß einmal, da musste ich dringend auf die Toilette, aber ich wusste nicht, wie ich es auf Italienisch sagen sollte, so habe ich in die Hose gemacht und anschließend hat sie mich dann verprügelt.

Die Lehrer, die uns unterrichtet haben, konnten alle gebrochen Deutsch und sie haben uns dann immer ausgehorcht, was wir zu Hause machen. Immer wieder ist es dann vorgekommen, dass sich einige Kinder verraten haben und dann die „fasci“ zu ihnen nach Hause gekommen sind.

*Mussten Sie von der Schule aus an irgendwelchen faschistischen Feiern teilnehmen?*

Ja, da gab es den sogenannten „Sabato fascista“. Am Samstag Nachmittag um 14:00 Uhr mussten sich die Kinder in der faschistischen Uniform treffen und dort „faschistische“ Lieder lernen.

*Gab es ein einschneidendes Erlebnis in der Schule, welches Sie nie vergessen werden?*

Ja, das gab es. Neben mir ist ein Mädchen gesessen, das sich sehr schwer tat und das einen Sprachfehler hatte. Am ersten Schultag musste die Lehrerin begrüßt werden und eben wegen diesem Sprachfehler sagte sie anstatt „maestra“, „minestra“. Daraufhin fing die Lehrerin an zu schreien und das Mädchen zu beschimpfen. Dann habe ich ihr eingesagt und ihr erklärt, dass sie „maestra“ sagen muss. Das hat die Lehrerin gehört, sie ist auf mich zugegangen und hat auf Italienisch zu mir gesagt, dass ich meine Pause herausnehmen solle. Dann hat sie mir mein Pausenbrot genommen, weil ich diesem Mädchen auf Deutsch eingesagt habe. Bei der Pause haben wir kein Wort Deutsch reden dürfen. Wir sind herumgesessen und die Lehrer sind zu zweit oder zu dritt im Pausenhof herauf- und heruntergegangen und haben kontrolliert, ob wohl niemand Deutsch redet.

*Können Sie behaupten, dass Sie damals gut Italienisch gelernt haben?*

Nein, mitnichten. Denn zu dieser Zeit konnten die Kinder weder anständig Deutsch noch Italienisch. Nach einigen Jahren wurden dann die deutschen Sprachkurse eingeführt, dann wurde die deutsche Sprache wieder gepflegt. Kanonikus Gamper musste die Lehrpersonen aus dem Boden stampfen, und so wurde alles genommen, was nur irgendetwas mit Kindern zu tun hatte. Es gab sehr viele Kinder, die nicht Deutsch konnten, und wie schon gesagt, Italienisch auch nicht und so wären alle in der Unterstufe gewesen. In der Mittelstufe ein paar und in der Oberstufe niemand. So wurden Tests gemacht, und wer ein bisschen was konnte, ist gleich in die Mittelstufe gekommen, damit in der Unterstufe so wenig Kinder wie möglich sind. So ist es mir auch

gegangen. In den Sprachkursen durfte man nur lesen und schreiben, gerechnet durfte nicht werden, das war verboten. Die werden sich schon gedacht haben, man könnte zuviel wissen und zu viel können. Der Direktor ist den ganzen Tag nur von Klassentür zu Klassentür gegangen, um zu lauschen, ob wohl keiner der Lehrer Rechnen unterrichtet.

*Setzten sich Ihre Eltern dafür ein, dass Sie deutsch lernen?*

Meine Mutter ist eine Innsbruckerin und die hat natürlich auf Biegen und Brechen gewollt, dass ihre drei Kinder Deutsch lernen. Sie hatte eine Freundin, welche Lehrerin war, beauftragt, zu uns nach Hause zu kommen und uns Deutsch zu unterrichten. Da waren wir drei Mädchen und noch einige Nachbarskinder. Dann ist sie einmal Vormittag, einmal Nachmittag, einmal am Abend, zu uns gekommen, damit ja niemand Verdacht schöpfen könnte, dass hier geheimer Unterricht abgehalten wird. Dann wurden sogar am helllichten Tag die Jalousien und die Türe verschlossen, damit von außen kein Mensch sehen konnte, was bei uns in der Stube gemacht wurde. Zur Tarnung hat sie einmal die Milchkanne mitgehabt, einmal eine Einkaufstasche. Wir sind alle um den Tisch herumgesessen und haben dort gelesen und geschrieben. Zum Schreiben haben wir eine kleine Schiefertafel verwendet und die Lehrerin hat dann angesagt, wie zu schreiben ist. Sobald wir etwas geschrieben hatten, wurde das Schwämmchen, welches an einem Faden an der Schiefertafel hing, in eine Schüssel mit Wasser eingetaucht und das Geschriebene sofort wieder ausgelöscht. Denn falls jemand gekommen wäre, wären wir zumindest nicht beim Schreiben erwischt worden.

*Sind Sie einmal erwischt worden?*

Nein, erwischt wurden wir nie, aber meine Mutter ist immer an der Haustür gestanden, und hat aufgepasst, weil ständig „Spitzel“ unterwegs waren.

*Wissen Sie, ob es auch unter den Südtirolern Verräter gab?*

Ja, die gab es wohl. Das weiß ich noch. In einem anderen Haus wurde auch Geheimunterricht abgehalten. Einige Nachbarn haben dann die Katakombenlehrerin verraten und angezeigt. Einige Tage später haben die Faschisten dieser Lehrerin aufgelauert und sie beim geheimen Unterricht erwischt. Denn sie mussten sie ja auf frischer Tat ertappen, sonst hätten sie ihr nichts anhaben können. Diese Lehrerin wurde dann eingesperrt und für 3 Jahre strafweise nach Gaeta versetzt. Man kann sich vorstellen, wie sie sich dort gefühlt haben mag.

*Wie dachten Ihre Eltern über die Italianisierung Südtirols?*

Mein Vater war immer ganz vorsichtig, weil er gesagt hat, dass man jetzt mal ein bisschen zurückstecken müsse und nicht zuviel riskieren solle. Meine Mutter war da die etwas Radikalere, wahrscheinlich, weil sie eine Innsbruckerin war.

Bei uns zu Hause waren zwei Familien und beide waren sehr antifaschistisch eingestellt. Das ist ja irgendwie verständlich, denn was die sich zu dieser Zeit geleistet haben, war schon extrem.

*Hatte man eigentlich noch seine Freiheiten und konnte man das tun, was einem gefällt?*

Nein, bei allem, was man tat, musste man Angst haben, beobachtet zu werden. Einmal hatten ein paar Nachbarsmädchen auf einem Feld Kornblumen gepflückt, dann wurden sie erwischt und für drei Tage eingesperrt. Denn die Kornblume ist die blaue Blume der deutschen Romantik. Die Buben durften nicht

mehr weiße Socken und Lederhosen anziehen, aber das wurde dann häufig absichtlich gemacht, denn die jungen Leute haben vielfach die „Walschen“ auch nur provoziert, um zu sehen, wo die Grenzen liegen. Aber man musste immer mit Strafen rechnen, die man letztendlich auch immer bekam.

*Glauben Sie, dass Ihre politische Einstellung in irgendeiner Weise durch den Faschismus beeinflusst wurde?*

Meiner Meinung nach waren die Südtiroler nie so deutsch wie damals. Damals hatte das deutsche Wort, das deutsche Lied, das deutsche Brauchtum so viel Wert wie sonst niemals zuvor. Die Lieder waren verboten, auf den Berg gehen war verboten, Herz-Jesu-Feiern waren verboten. Natürlich hat man es trotzdem gemacht, weil man genau wusste, bis da einer nachkommt zu schauen, sind wir lange schon weg. Außer es gab im Dorf Verräter und die gab es überall. Aber grad weil es verboten wurde, haben es die Südtiroler gemacht. Auch der Muttertag wurde verboten. Für mich ist der Muttertag nicht nur die Ehrung der Mutter, sondern auch das Angedenken daran, dass mir jemand das Sprechen beigebracht hat. An einem Muttertag organisierten die Katakombenlehrerinnen eine Muttertagsfeier. Wir lernten Gedichte und bastelten kleine Geschenke. Als dann Muttertag war, gingen wir auf den Brunecker Schlossberg, wo im Schloss die Muttertagsfeier stattfinden sollte. Als Tarnung kamen alle getrennt und von einer anderen Richtung herauf. Als alle oben waren, wurde die Tür zugesperrt. Damals hatte meine Mutter für uns Dirndl, welche wir bei der Feier anziehen sollten, schon ein paar Tage früher, heimlich ins Schloss getragen und dort versteckt. Als wir Kinder dann unsere Gedichte aufsagten und unsere Lieder sangen, fingen viele Mütter zu weinen an. Ich habe mich damals gewundert, wieso die alle

weinen, aber heute kann ich mich gut in ihre Lage versetzen. Die Mütter sitzen unten und sehen ihre Kinder und wissen, mit ihnen steht und fällt die deutsche Kultur.

*Wie dachten Sie über die Italiener, die damals von Mussolini nach Südtirol „übersiedelt“ wurden?*

Die „Walschen“, die zu uns heraufgekommen sind, dachten, hier sei Honigschlecken, aber bei uns in den Bergen, da ist zu arbeiten. Viele haben einfach Holzzäune abgebaut, weil sie nicht fähig waren, Holz zu machen. Eigentlich waren sie ja zu bemitleiden, aber man hat sie einfach nur gehasst.

Auf der Straße sah ich einmal drei Bauern, die sich unterhielten. Auf einmal kam ein „fascio“, so wurden die Faschisten genannt, in der schwarzen „Fasciomontur“ daher, zog einfach den Gummiknüppel heraus und verdrosch alle drei, weil sie miteinander deutsch geredet haben. Solche Sachen waren es, die Hass und Verbitterung verursachten. Aber man war nicht in der Lage, sich zu wehren. Vor allem die Familienväter mussten Acht geben, dass sie nicht wegen irgendeinem „Blödsinn“ ihre Arbeit verlieren und ihre Familie nicht mehr versorgen können. So schwiegen viele einfach. Auch mein Vater war 18 Jahre in einem Geschäft als Buchhalter tätig. Als er sich bei der Option dann für Deutschland entschieden hatte, hat ihn der Chef sofort entlassen, weil dieser sich für Italien entschieden hat. Auch die Option spaltete die Bevölkerung, weil man nicht wusste, für was man sich entscheiden sollte, sollte man hier alles im Stich lassen und ins Ungewisse gehen, oder hier unter dem Druck der „fasci“ weiterleben? Auch meine Tante wusste nicht, was sie machen sollte. Sie besaß ein Geschäft, das einzige Geschäft in ihrem Heimatdorf und wollte eigentlich für Deutschland optieren, doch als der Kanonikus Gamper zu ihr kam

und mit ihr sprach, war ihr bewusst, dass sie hier bleiben musste, denn die Dorfbewohner, die sich fürs Dableiben entschieden, brauchten Lebensmittel. So kam es dann, dass mein Onkel und die zwei Kinder deutsch wählten und die Tante sich fürs Dableiben entscheiden musste.

*Wie entschied sich Ihre Familie bei der Option?*

Ich weiß noch sehr genau, wie sich meine Eltern in der Zeit, als zu wählen war, gestritten haben: Meine Mutter war, wie schon gesagt eine Innsbruckerin und sie wollte, dass sich mein Vater für Deutschland entscheidet. Mein Vater hingegen wusste nicht, wofür er sich entscheiden sollte. Er hatte sich in Südtirol schließlich mit seinen eigenen Händen ein Haus aufgebaut und dies sollte er jetzt alles verlassen und ins Ungewisse gehen, mit drei kleinen Kindern? Meine Mutter drängte so lange, bis mein Vater auch deutsch wählte.

*Interview einer Maturantin mit der Katakombenschülerin Eva Willeit, Oberes Pustertal, im Herbst 1999.*



*Muttersprache, Mutterland  
Wie so wenig man, so traurig  
Postkarten mit einem Motiv von Rudolf Stolz werden verkauft und der Erlös für den verbotenen Deutschunterricht verwendet.*

## Die Unterdrückung in vollem Gange.

Die Zügel wurden immer schärfer angezogen. Anfang 1926 prasselten folgenschwere Gesetze auf das namenlose Land herein. Eines davon verfügte, daß jenen neuen Staatsbürgern, welche auf Grund des Friedensvertrages von St. Germain zu Italien gekommen waren, die Staatsbürgerschaft abgesprochen werden konnte, wenn sie sich derselben durch ihr politisches Verhalten unwürdig erwiesen hatten. Unliebsame Leute mußten nun damit rechnen, von heute auf morgen in ihrer eigenen Heimat ent wurzelt und um ihre Existenz gebracht zu werden. Der Arzt Dr. Haslinger von Oberau und der Turnlehrer Zössinger von Bozen wurden auf diese Weise aus dem Lande vertrieben, Zössinger deshalb, weil er das Turnerfest in München besucht hatte. Das Gesetz diente den Italienern auch als dauerndes politisches Erpressungsmittel.

Ein weiteres Gesetz verfügte die Verwelschung der Familiennamen. Sie sollten, so hieß es heuchlerisch, auf ihre ursprüngliche italienische oder lateinische Form zurückgeführt werden. In Wirklichkeit handelte es sich auch hier um die Zertrümmerung alten deutschen Kulturgutes, um einen barbarischen Raub an der Überlieferung eines Volkes, in der sich das Ende menschlicher Rücksicht und wissenschaftlicher Scheu ausdrückte. Die Südtiroler sollten äußerlich nichts mehr behalten, was sie an ihre ehrwürdige Vergangenheit erinnerte, nicht einmal die Namen ihrer Väter. Dieser unerhörte Anschlag erreichte derart Aufsehen und Entrüstung in der Welt, daß man das Gesetz nicht unmittelbar durchführte. Vorerst traf Tolomei die

technischen Vorbereitungen, indem ihm die Gemeinden sämtliche deutschen Familiennamen bekannt geben mußten. Dann forderten alle Behörden die Beamten auf, „freiwillig“ um die Italianisierung der Namen anzusuchen und „dadurch einen Beweis ihrer Ergebenheit gegenüber den politischen Richtlinien der Regierung zu erbringen“. Das war ein tückisches Druckmittel. Kurz vorher hatte die faschistische Regierung ein Gesetz erlassen, wonach jene Beamten, die sich zu den politischen Richtlinien der Regierung im Widerspruche befanden, ihres Dienstes enthoben werden sollten. Trotzdem hatte die Aufforderung zur Namensänderung so gut wie keinen Erfolg. Seither werden einzelne Staatsbürger vorgenommen und ihnen das Messer auf die Brust gesetzt. Von Zeit zu Zeit ist nun in der Amtszeitung zu lesen, daß der und jener „freiwillig“ die „Rückführung“ seines Familiennamens auf die italienische Form bewilligt erhalten habe. Namen wie „Rainer“ werden so in die italienische Form „Raineri“ zurückgeführt, und die Faschisten erbringen nach ihrer Meinung mit diesen niederträchtigen Erpressungen den Beweis der fortschreitenden „Anpassung“ deutscher Staatsbürger an die italienische Herrennation. Gegenwärtig hat auch schon die zwangsweise Verwelschung der Familiennamen, also ohne Gesuch der Familien, begonnen.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 142 f.*



*Th. Walch: Ausgewiesen*



## Der Tiroler Pfarrer.

Am Heiligen Abend 1927 war von unbekannten Tätern an einem Pfeiler des Domes von Innichen ein Aufruf der Jungmannschaft von Köln angeschlagen worden, der die deutschen Südtiroler aufforderte, in ihrem Leiden tapfer auszuhalten. Während der Mitternachtsmette drangen Karabinieri und Milizsoldaten mit aufgefanztem Bajonett in die Kirche ein, durchsuchten sie bis zum letzten Winkel und sprengten den

Gottesdienst durch Verhaftungen. Propst Fellner und der siebzigjährige Mesner Alois Baumgartner, dessen Magd und der Obmann der Raiffeisenkasse von Innichen, Lorenz Bergmann, wurden eingezogen und eine Reihe von Häusern, darunter das des Altbürgermeisters Michael Wachtler und das Franziskanerkloster, um zwei Uhr nachts durchsucht. Wenige Leute fanden in dieser Nacht in Innichen ihren Schlaf. Viele ballten die Fäuste und bissen die

Zähne aufeinander. Die Faschisten hatten es fertig gebracht, die höchste Feierstunde eines katholischen Volkes zu einer Stunde des Schmerzes und der Erbitterung zu machen. Die herzhafteste Festigkeit, womit der Tiroler Pfarrer in diesem schweren Kampfe an der Seite seines Volkes stand, hob die Ziele dieses Kampfes über den politischen Tagesstreit und kleine Parteifehden in die Sphäre ewiger Rechte, um welche seit je zwischen den Mächten des Lichtes und jenen der Finsternis gerungen wird.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil,  
C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung,  
München, 1928, S. 162.*



## Die Verwüstung in der Jungsaat.

Die italienischen Schulen waren Stätten der Verbildung. Ihre Hauptaufgabe bestand scheinbar darin, unseren Kindern eine wahnwitzig übersteigerte Vorstellung von Italien und italienischem Wesen beizubringen. Mussolinis eigenes Blatt, der „Popolo d'Italia“, gab als Richtlinie folgende „Unbestreitbare Leitsätze“ zum besten:

1. Italien ist das Land, das verdient, das größte und stärkste der Welt zu sein.
2. Italien wird das größte und stärkste Land der Welt werden.
3. Die italienischen Gesetze sind die vollkommensten der Welt.
4. Die Staatsmänner Italiens sind die besten, deshalb ist man ihnen Achtung und Gehorsam schuldig.

Man kann den Aberwitz solcher Thesen nicht besser brandmarken, als dies Lombardo-Radice (allerdings gegen das deutsche Volk gerichtet) getan hat: „Aufgeblasener Nationalstolz, Selbstüberhebung,

dumme Verachtung jeder anderen freien nationalen Größe sind in einer Nation das sichere Zeichen des Niedergangs und der Unfähigkeit zum Erziehen.“

Die Lehrer und Lehrerinnen, welche Italien nach Südtirol schickte, bestätigten die Wahrheit dieses Urteils. Es schien manchmal, als habe das italienische Volk seinen Abschaum nach Südtirol heraufgespieen, um unsere Jugend ja gewiß geistig und sittlich zu verderben. Mancher von ihnen hatte überhaupt keine Lehrerausbildung erhalten, sondern kam aus irgendeinem Gewerbe- oder Handelsfach. Dementsprechend war dann auch die Methode. In Tramin strafte ein Lehrer die Kinder, indem er ihnen einen Zettel um den Hals hing, worauf das Wort „Porco“ (Schwein) geschrieben stand. In Sterzing schlug der italienische Lehrer die Schülerin Maria March so erbarmungslos, daß sie ohnmächtig umsank. Dazu lachte er, und eine italienische Lehrerin, die auf das Geschrei der übrigen Schüler herbeieilte, riß an dem armen Kinde und schrie „alza la testa!“ Dann

versuchte man das Kind auf die Beine zu stellen, aber die Beine sanken kraftlos zusammen und der Kopf hing mit offenem Munde auf die Brust herab. So erst ließen die italienischen Lehrer das Mädchen heimschaffen, wo es noch drei Stunden bewußtlos liegen blieb.

In Eppan schlug der italienische Lehrer Cirilli einen Schüler ebenfalls in der rohesten Weise auf dem Gange des Schulhauses. Als der zufällig dazugekommene deutsche Religionslehrer beschwichtigend einwirken wollte, brüllte Cirilli, er werde diesen deutschen Hunden die Italianität schon einprügeln. Zuweilen führten solche Mißhandlungen zu heftigem Widerspruche von Seiten der Eltern. So im Herbst 1927 in Tschengls im Vinschgau. Dann griffen die Karabinieri ein und die Eltern mußten hinter Schloß und Riegel dafür büßen, daß sie an der Gerechtigkeit der italienischen Erzieher gezweifelt hatten.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 190 f.*

## Ermordete Tiroler.

Auch Morde ereigneten sich. Mancher blieb unaufgeklärt, so jener am Bozner Boden, wo sich die Behörde bemühte, alle Spuren zu verwischen, aber beim Volke nur den Verdacht verstärkte, daß es sich um eine nationale Tat handelte.

In einzelnen Fällen konnten die Tatsachen nicht verheimlicht werden. Miliz und Finanzwache feuerten ihre Gewehre gegen die Deutschen ohne Bedenken ab. Die Finanzsoldaten fanden dazu wiederholt Gelegenheit. Hier soll nur von jenen Fällen die Rede sein, welche mit Amtsausübung und Notwehr der Soldaten nichts zu tun haben.

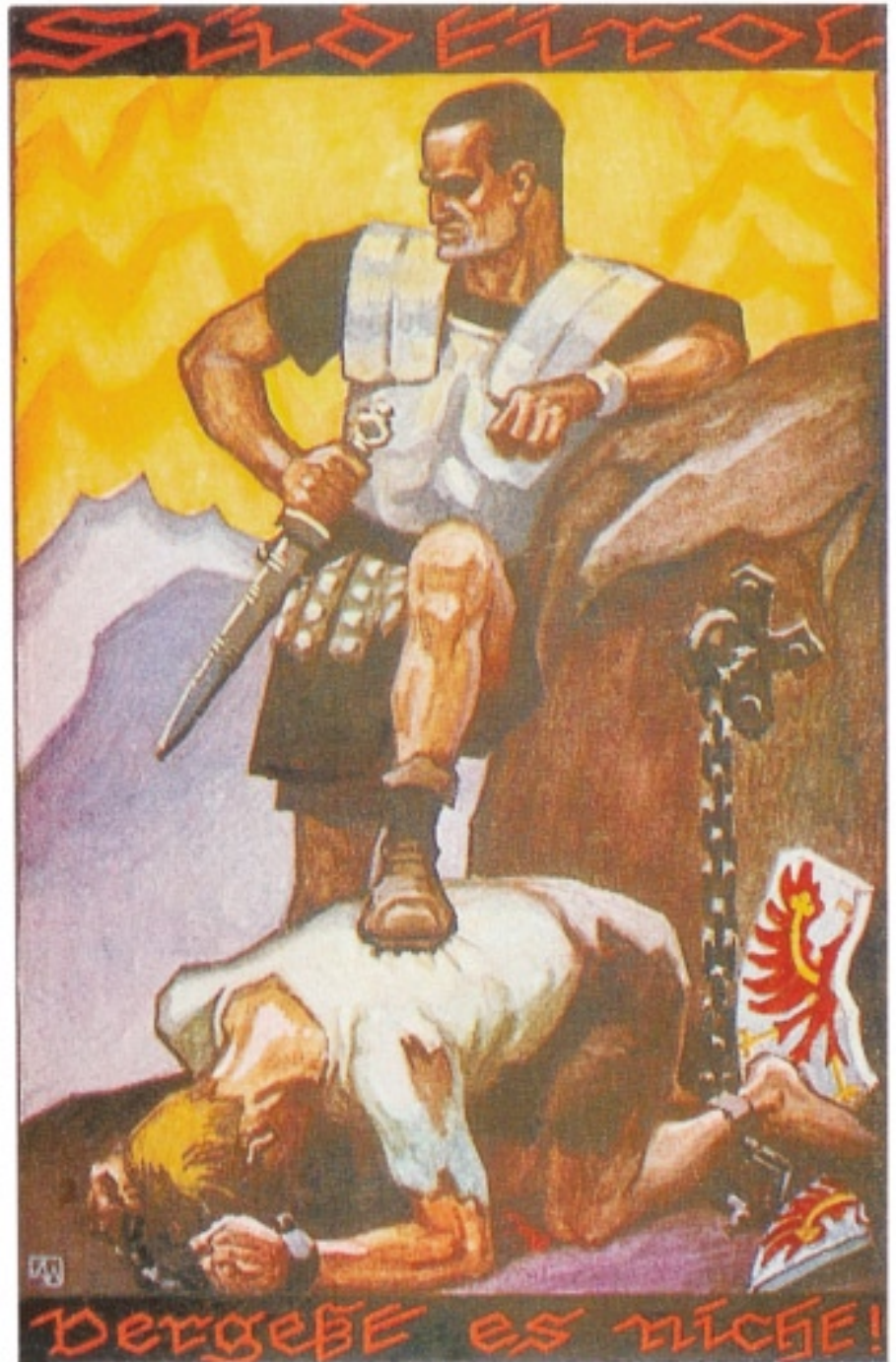
Im Dezember 1927 wurde Josef Gutsell aus Stils mit seinem Bruder Daniel von den Finanzern aufgegriffen, als sie von der Schweiz mit Ware nach Hause zurückkamen. Was mögen sie bei sich gehabt haben? Etwas Kaffee und etwas Zucker für die Familie, vielleicht auch noch einige Zigaretten für die Kameraden. Als die Rucksäcke durchsucht waren, befahlen ihnen die Finanzsoldaten, die Ware aufzunehmen und in die Kaserne zu bringen. Josef Gutsell lehnte das ab. Er wurde daraufhin auf vier Schritte Entfernung durch einen Schuß in den Unterleib getötet. Die Finanziere behaupteten, er sei geflohen und deshalb angeschossen worden, aber das war eine Lüge, denn der Schuß hatte den Ermordeten von vorne getroffen und der Bruder konnte bestätigen, daß auch nicht der geringste Anlaß zur Tötung vorlag. Der Täter blieb strafflos.

In Sand in Taufers maßten sich die Finanziere eines Abends das Recht an, in einem Gasthause „Polizeistunde“ durchzuführen; dabei verhafteten sie willkürlich einen Mann namens Vinzenz Fohrer. Er bat sie flehentlich, ihn doch nicht zu fesseln, wurde aber doch in Eisen geschlossen und weggeschleppt. Nach wenigen Minuten tönten mehrere Schüsse durch die Nacht, und die Finanziere liefen eilends ohne Häftling in die Kaserne. Am nächsten Morgen wurde Fohrer in einer Blutlache tot aufgefunden.

Konnten die Behörden in diesen Fällen noch Ausflüchte finden, so gab es keine Beschönigung für den ebenfalls im Dezember 1927 von den Finanzsoldaten in Passeier am Bergknappen Karl Platter verübten scheußlichen Mord. Platter feierte am 4. Dezember im Gasthaus zu Rabenstein mit anderen Knappen den Barbaratag. Die Gesellschaft befand sich in mehr als gehobener Stimmung, als Finanzsoldaten das Wirtshaus betraten. Zwischen den beiden Gruppen kam es zu Neckereien, in deren Verlauf Karl Platter sich unehrerbietig über das an der Wand hängende Königsbild aussprach. Die Finanziere schritten nun zu seiner Verhaftung, aber Platter entsprang durch das Fenster und nächtigte in einem fremden Hause. Die Finanzsoldaten erfuhren das Versteck und lauerten dem Knappen am nächsten Morgen auf. Als Platter ahnungslos aus dem Hause trat, fielen die Soldaten mit geschwungenen Gewehrkolben über ihn her und schlugen ihn zu Boden. Dann rissen sie ihn auf und wollten ihn mit sich in die Kaserne marschieren lassen. Doch Platter war bewußtlos und so mußten ihn die Soldaten unter den Armen fassen und weiterschleppen. Als ihnen dies

zu mühsam wurde, gingen sie in ein Bauernhaus und liehen einen Strick. Damit banden sie Platter die Füße zusammen und schleiften ihn so dem winterlichen Wege einen Kilometer weit durchs Tal hinaus, bis sie zu einem Wagen kamen. Auf diesem wurde Karl Platter nach Meran ins Krankenhaus gebracht, wo er am nächsten Tage starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Eine Witwe und zwei Waislein schrieen vergeblich um Sühne für diese Scheußlichkeit. Den Mördern wurde kein Haar gekrümmt. Deutsches Leben war in Südtirol billig geworden.

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 183 f.*



## Der Schrecken der Dörfer.

Furchtbar ist, was die Frauen von den Karabinieri leiden müssen. In der Nähe von Kiens steht an der Pustertaler Straße das Gisserwirthshaus des Georg Weissteiner. Auf die Kellnerin Anna Trippacher, ein bildhübsches Mädchen, hatte der Karabinieri-Brigadier Giovanni Pipa sein Auge geworfen. Eines Tages näherte er sich ihr in unanständiger Weise. Die Kellnerin schlägt ihm ins Gesicht. Wütend haut der Karabinieri das Mädchen mit Fausthieben zu Boden und ruft den Wirt: die Kellnerin habe sich frech gegen ihn benommen, wenn sie nicht sofort vor ihm niederkniee und um Verzeihung bitte, werde das Wirthshaus unverzüglich gesperrt. Der Wirt weiß nicht recht, was geschehen ist und zaudert. Der Brigadier schreit und droht noch schärfer. Der Wirt denkt: wir sind schutzlos gegen diese Bestien und bittet die Kellnerin, sich zu entschuldigen, um die Existenz aller zu retten. Das Mädchen sinkt vor dem Brigadier in die Kniee....

*Eduard Reut-Nicolussi, Tirol unterm Beil, C.H. Beck'sche  
Verlagsbuchhandlung, München, 1928, S. 182.*



*Th. Walch: Verlorene Heimat Süd-Tirol*

## Das Gespenst im Gerichtssaal.

Unter dem Titel „Ein mildes Urteil beim Appellationsgericht bestätigt“, brachte der „Alto Adige“ in seiner gestrigen Ausgabe folgenden Bericht aus Trient:

„Der 45-jährige Kaufmann Josef Kerschbaumer aus Eppan hatte am 20. Februar des vergangenen Jahres beschlossen, die Wiederkehr des Todestages des Tiroler Patrioten Andreas Hofer, welcher am 10. (sic!) Februar 1810 in Mantua starb, in würdiger Weise zu feiern. Nachdem er in aller früh aufgestanden war, hat er zwischen den Bäumen des Friedhofes von Frangart, einer kleinen Ortschaft in der Gemeinde Eppan, zwei Tiroler Fahnen gehißt, die später von den Carabinieri eingezogen und beschlagnahmt worden sind.

Die Carabinieri hatten den Täter bald festgestellt und der Gerichtsbehörde wegen „aufwieglerischer Tätigkeit“ angezeigt. Vor den Richtern rechtfertigte sich der Kaufmann mit der Erklärung, er habe nicht geglaubt, durch das Hissen von Tiroler Fahnen am Todestage von Andreas Hofer irgendein Verbrechen zu begehen.

Die Richter verurteilten ihn zu zehn Tagen Gefängnis (bedingt!) und billigten ihm alle mildernden Umstände zu.

Die Angelegenheit wurde gestern vor den Richtern des Appellationsgerichtshofes wieder überprüft, da Kerschbaumer, vom Rechtsanwalt Dr. Vinatzer unterstützt, gegen das erste Urteil Berufung eingelegt hatte. Bevor sich der Gerichtshof in das Beratungszimmer zurückzog, ersuchte der Angeklagte den Präsidenten, man möge ihm nicht den mildernden Umstand einer bedingten Bestrafung zuerkennen, da er die zehn Tage bereits abgesessen habe. „Da die bedingte Verurteilung nur ein einzigesmal zuerkannt wird – erklärte Kerschbaumer – und ich aus beruflichen Gründen gezwungen bin, mit dem Auto zu fahren, könnte ich sie später noch einmal brauchen. Man weiß nie!“

Der Südtiroler Kaufmann wurde zufriedengestellt. Tatsächlich bestätigte der Gerichtshof das erste Urteil und anerkannte, daß

die Rechtswohltat der bedingten Verurteilung vom Angeklagten nach dem Urteil in erster Instanz nicht genossen worden war.“

Das Blatt der Democrazia Cristiana „L'Adige“ betitelte den Bericht über das Berufungsverfahren mit folgender Überschrift: „ . . . Bitte, meine Herren Richter, gewährt mir nicht eine bedingte Bestrafung . . .“ Das Blatt schreibt dann, dieser Titel solle den Leser nicht irre führen, denn der 45 Jahre alte Josef Kerschbaumer von Frangart bei Eppan, der „wegen einer aufwieglerischen (lies: antiitalienischen) Handlung angeklagt war, wollte mit dieser Erklärung keineswegs das Patent eines Märtyrers erwerben: er wollte lediglich etwaigen späteren Unannehmlichkeiten mit der Justiz einen Riegel vorschieben.“

Nach dieser Einleitung berichtet das DC-Blatt über den Tatbestand und über den Verlauf des Prozesses in erster Instanz und fährt dann fort: „Und nun kommt das Kuriosum. Unter dem Beistand des Rechtsanwaltes Dr. Vinatzer hat der



Angeklagte Berufung eingelegt und ist gestern beim Appellationsgericht in Trient (Präsident: Comm. Assante, Staatsanwalt: Dr. Agostini) erschienen. Und hier die Erklärung des Angeklagten: „Bitte, meine Herren Richter, gewährt mir nicht die bedingte Bestrafung . . .“ Im wesentlichen hat Kerschbaumer, der von seinem Anwalt entsprechend unterrichtet worden war, gesagt, er habe sich über das Urteil (in erster Instanz) in keiner Weise zu beklagen, da er die Tat begangen habe. Nur bitte er, auf die Rechtswohltat der bedingten Verurteilung verzichten zu können, weil er die zehn Tage Gefängnis, zu denen er vom Landesgericht in Bozen verurteilt worden war, schon abgesessen habe. Und da man nicht recht verstehen konnte, wo Kerschbaumer hinaus wollte, erklärte er auch den Grund seiner Bitte. Seht – sagte der Angeklagte – es könnte vorkommen, daß ich morgen mit der Justiz in Konflikt komme. Etwa ein Straßenunfall, oder, ich weiß selber nicht, kurzum ein Malheur. Und da bekanntlich die Justiz die Rechtswohltat der bedingten Bestrafung einem Menschen nur einmal im Leben zubilligen kann, hätte ich lieber, wenn mir diese Rechtswohltat bei einer anderen Gelegenheit gewährt würde, wenn ich schon das Pech haben sollte,

noch einmal vor den Richtern erscheinen zu müssen . . .“

Man muß es den beiden Zeitungen lassen: Sie haben für ihre Leser einen, besonders für einen politischen Prozeß, höchst spannenden Bericht aus dem Gerichtssaal verfaßt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, wenn . . . ja wenn sie den ganzen Sachverhalt nicht von A bis Z frei erfunden hätten.

Der Kaufmann Sepp Kerschbaumer war nämlich am Tag, an welchem die Verhandlung vor dem Appellationsgericht in Trient wegen seiner Fahnenhissung stattfand, nicht in Trient, geschweige denn im Gerichtssaal, sondern viele Kilometer weg.

Hoffentlich bekommen die Reporter des „Alto Adige“ und „L'Adige“, wenn sie diese Zeilen lesen, nicht eine heillose Angst vor dem Phantom „Kerschbaumer“, das plötzlich in einem Trientner Gerichtssaal auftaucht und anhebt zu sprechen, während der leibliche Sepp vielleicht daheim in seinem Laden hantiert oder in Bozen mit seinen Freunden oder Bekannten an einem Glas Fruchtsaft nippt. Wenn sich die anscheinend ohnedies schon so lebhaft Phantasie obzittierter Zeitungsreporter noch weiter entwickelt, könnte es ihnen wohl passieren, daß sie unseren Sepp

Kerschbaumer eines schönen Tages auf seinem Auto – von dem er vor den Trientner Richtern gesprochen haben soll – leibhaftig über den Köpfen durch die Luft flitzen sehen.

Phantasie ist für Zeitungsleute gewiß eine Tugend, ja sogar eine Notwendigkeit. Aber wenn sie ihre Träger so zum Narren hält, daß sie Gespenster sehen und sprechen hören, wird sie zum Übel. Denn die von der eigenen Phantasie Geprellten, müssen sich zumindest gefallen lassen, daß sie ausgelacht werden.

*Tageszeitung „Dolomiten“ am Samstag, den 18. Jänner 1958 – Nr. 14, S. 4.*



### **Luis Amplatz zwei Wochen im Arrest.**

In den Jugendjahren trägt Luis gerne die Lederhose mit weißen Stutzen, was den Faschisten sehr ins Auge sticht. Bei einem Herbstfest, in unmittelbarer Nähe des Heimes von Luis Amplatz, gesellen sich zwei Italiener zu diesem Fest. Einige dumme Bemerkungen der beiden über die Südtiroler genügen, um Luis schon in die Luft gehen zu lassen. Zu den Lederhosen gehört der Dolch oder das Stilett in der Seitentasche. Luis zieht das Stilett, das übrigens verboten war. Nach einem Wortwechsel fragt er einen der beiden, ob er ihm den Bauch aufschlitzen solle; eine Drohung, die Luis niemals wahr gemacht hätte. Die beiden verschwinden und es dauert keine halbe Stunde bis sie in Begleitung einiger Polizisten zurückkehren. Luis und sein Bruder Franz besteigen ihre Fahrräder und verschwinden. Die Italiener verfolgen beide. Die Nacht kommt ihnen zur Hilfe, sie nehmen Deckung in der Straßenböschung hinter dem Strauch, während Polizisten sie vergeblich suchen. Nur durch Verrat kommt später der Name von Luis heraus.

Es vergehen fast zwei Monate nach diesem Vorfall und die Polizei kommt auf das Feld, wo Luis und sein Bruder Franz als Tagelöhner arbeiten. Luis wird ohne Umschweife verhaftet und wie ein Schwerverbrecher in Ketten abgeführt. Dieser Spaß, so kann man es ruhig nennen, kostete Luis zwei Monate Arrest. Wegen guter Führung kommt er nach sechs Wochen wieder in Freiheit. Umgekehrt können die Besatzer sogar Pistolen ziehen, ohne dass ihnen ein Haar gekrümmt wird.

*Günter Obwegs, „Freund, der du die Sonne noch schaust ... Luis Amplatz, ein Leben für Tirol“, Verlagsanstalt Athesia, Bozen, 2004, S. 18.*



## Festzug in Innsbruck.

In Anwesenheit des österreichischen Bundespräsidenten, des Regierenden Fürsten von Liechtenstein, der Bundesregierung, der Landesregierung von Nord- und Südtirol und der gewählten Volksvertretungen fand in Innsbruck der größte Festzug in der Geschichte des Landes statt. 25.000 Schützen und Musikanten aus allen Landesteilen zogen vor fast 300.000 Zuschauern durch die Straßen der Landeshauptstadt. Ein Tag grenzenloser Begeisterung und ein unübertreffliches Bekenntnis zur Landeseinheit war dieser Gedenktag „150 Jahre Tiroler Freiheitskampf!“ In dem Buch „Gedenkjahr 1959“ schrieb Benedikt Posch: „Marschierende Schützen und Musikanten, wehende Fahnen und bunte Trachten, fröhliches Winken und begeisterter Beifall – war das der alleinige Sinn des Festzuges? Was ist dies alles wert in einer Welt, in der nur gilt, was Geld und Macht bedeutet? Wer im Tiroler Festzug 1959 nicht nur gesehen hat, was sichtbar in Erscheinung getreten ist, weiß, daß dieses Äußere der Ausdruck einer inneren Haltung und Gesinnung ist, die auch eine Macht, eine geistige Macht darstellen. Was hatte uns der Festzug also zu sagen? Er hat uns gezeigt, was Tirol ist, was es war und – mit Gottes Hilfe – bleiben wird... Der Festzug hat uns das freiheitsliebende Tirol gezeigt. Tirol besitzt eine der ältesten freiheitlichen Verfassungen Europas... die in Tirol lebendig gebliebene Tiroler Gesinnung der

Wehrhaftigkeit stellt eine geistige Kraft dar, die im Hinblick auf die der Heimat drohenden inneren und äußeren Gefahren von großer Bedeutung ist.“ An der Spitze des gewaltigen Zuges trugen Schützen aus dem Burggrafenamt – unter ihnen der später an den Folgen der Karabinieri-Folter verstorbene Franz Höfler – einen mächtigen Tiroler Adler als Zeichen der Einheit des Landes. Es waren alle Patrioten aus Südtirol nach Innsbruck gekommen. 2.000 Südtiroler Schützen zogen im Festzug mit. Sie waren von den Nordtiroler Kameraden durch das Fehlen der Gewehre bei der Mannschaft und der Säbel bei den Offizieren deutlich zu unterscheiden. Das Fehlen dieser äußeren Zeichen der Tiroler Wehrhaftigkeit und Freiheit machte das Fehlen der Freiheit im südlichen Landesteil deutlich. Gar mancher schämte sich nicht seiner Tränen, die ihm beim Anblick der waffenlos, mit ernstem Blick vorbeimarschierenden Südtiroler Schützen in den Augen standen. Eine massiv geschmiedete Dornenkrone wurde im Zug als Zeichen der Trauer und des Schmerzes über die Zerreißung des Landes Tirol mitgetragen. Der spätere Freiheitskämpfer Georg Klotz erstattete, hoch zu Roß, im Namen der Südtiroler Schützen Meldung vor dem österreichischen Bundespräsidenten. Rufe wie „Es lebe Südtirol“, „Freiheit für Südtirol“, und „Tirol ist eins“ brausten aus der Menge auf.

*Südtirol Chronik, L. Stocker Verlag, S. 131 f.*



## Knüppelsonntag 1960.

Wie in allen Orten Tirols fand auch in Bozen am Sonntag ein festlicher Gottesdienst zum Abschluß des Gedenkjahres statt. Außerdem wurde hier die Wiederaufstellung des Peter-Mayr-Denkmal begangen, wobei die Feier, die vor dem Denkmal stattfinden sollte, wegen des Versammlungsverbots abgesagt und verschoben worden war. Nach dem Gottesdienst strömten die etwa zweitausend Kirchgänger aus der Bozner Pfarrkirche. In Stille wurde ein Kranz am Peter-Mayr-Denkmal niedergelegt. Und es erklang das Lied „Zu Mantua in Banden...“ Als die Kirchgänger sich über den Kirchplatz heimbegeben wollten, traf plötzlich mit Sirenengeheul die „Celere“, die schnelle Alarmabteilung der Polizei, ein und ging brutal mit geschwungenen Gummiknüppeln auf die Kinder und Greise, die Männer und Frauen, die vom Gottesdienst kamen, los. Kein Wunder, daß ein Pfeifkonzert und Pfui-Geschrei gegen die Attacke erscholl und es zu Zusammenstößen kam. Die Polizei verhaftete vier Südtiroler und einen Innsbrucker Studenten und beschlagnahmte Photoapparate, damit keine

Bildzeugnisse von diesem Gummiknüppelangriff auf Kirchenbesucher gemacht werden könnten. Trotzdem konnte ein Kirchgänger Dokumentarbilder schießen. Abgeordneter Dr. Toni Ebner, der Direktor der „Dolomiten“, protestierte gegen diese Gummiknüppelaktion auf der Quästur und nahm in den „Dolomiten“ in einem Leitartikel unter dem Titel „Eine Schande“ gegen diesen Polizeießeß Stellung.

Die empörenden Vorkommnisse bei der Kranzniederlegung vor dem Peter-Mayr-Denkmal veranlaßten den Bozner Rechtsanwalt Dr. Rudolf Straudi, das ihm verliehene „Ritterkreuz des Verdienstordens der Italienischen Republik“ an den Staatspräsidenten Gronchi zurückzusenden.

*Südtirol Chronik, L. Stocker Verlag, S. 147.*





## Beleidigung der italienischen Streitkräfte.

Im Mai 1960 wartete der Knecht Josef Taibon aus dem Gadertal am Brunecker Busbahnhof auf den nächsten Bus in Richtung seines Dorfes. Er hatte seinen freien Tag in Bruneck verbracht. Während des Wartens wurde Josef Taibon von Magenkrämpfen geplagt. Gedankenlos versuchte er mit dem Ablassen seiner Magenwinde die Krämpfe zu lindern. Und dies geschah in einer recht lauten Form. Zwei Alpini-Unteroffiziere, welche nicht weit von Taibon standen, sahen durch diese Tat ihre Ehre und die des italienischen Heeres schwer beleidigt. Sie riefen eine vorbeikommende Karabinieri-Streife zu sich und meldeten das Vorgefallene. Josef Taibon wurde verhaftet und abgeführt. Er wurde wegen „Beleidigung der italienischen Streitkräfte“ angezeigt und zu 2 Monaten Haftstrafe auf Bewährung verurteilt.

*Es ging um Südtirol – Nicht veröffentlichte Sammlung von  
Zeitzeugenberichten – Archiv Waldgänger.*



Ärgerkinder hauern am Gang  
Und grühen die Heimat dort drüben  
Ihre Augen sind erußt, die Wienen bang,  
Aus der Heimat sind sie vertrieben.

Man hat sie aus der Heimat verjagt,  
Weil ein Lied sie vor Tagen gelungen  
Dem Herrgott hallen's ihr Leid dein' geklagt,  
Doch — von Trost hat auch es geklungen.

Deutsch war ihre Sprache und ihr Denken,  
Denn sie hielten mit Recht die Welschen!  
„Gott! Tu' unser Schicksal bald lenken,  
„Wir lassen die Sprache mit Wilschen!

„Ärgerkinder, halt bald herunieder,  
„Ärgerkinder, wir warten, wir glauben!  
„Befreie unser verkauften Brüder!  
„Und Welsche mit länger knebeln und rauben!“

So bang's aus den Herzen vor wenig Tagen,  
Ein schreiendes Stimmeln, ein gläubig Gebet!  
Doch nun sind die Herzen voll Not und Jagen,  
Vorbei ist das Höfen, der Glaube verweht —.

Die Wälder grühen die Berge in Wästen,  
Die Augen voll Tränen in Schmerzen und Not.  
Ärgerkinder, halt' auf wie vor Zeiten...  
Ärgerkinder, du Ärgerkinder so rot!

Verlorenes Land - Südtirol





## LANDSLEUTE!

Die Stunde der Bewährung ist da!

40 Jahre lang hat Südtirol alle Leiden erduldet und immer wieder auf die Einsicht Italiens, auf die Hilfe der Mächtigen und auf Gerechtigkeit gehofft. Obwohl wir keine Italiener sind, waren wir 40 Jahre lang anständige Bürger des italienischen Staates. Vergeblich!

1919 und 1946 hat man uns das natürliche Recht auf Selbstbestimmung vorenthalten und dafür Versprechungen gemacht. 15 Jahre lang warten wir nun vergeblich auf die Einlösung dieser Versprechungen. Jeder vernünftige Mensch aber muß nach all den ergebnislosen Verhandlungen erkennen, daß die italienischen Regierungen uns nicht einmal eine bescheidene Autonomie gewähren wollen.

Das „demokratische“ Italien setzt in Südtirol die Methoden der faschistischen Gewalttätigkeit fort und überbietet sie noch: Willkürliche Verhaftungen, das Verbot der Schützen, Beschlagnahme von Privateigentum, willkürliche Hausdurchsuchungen, Störung religiöser Bräuche, täglich wächst die soziale Not: Zu Tausenden müssen junge Südtiroler auswandern, weil italienische Zuzügler die Volkswohnungen und die Arbeitsplätze zugeteilt bekommen. Obwohl sie oft nicht lesen und schreiben können, erklären die italienischen Arbeitsämter diese Zuwanderer zu Fachkräften. Unsere Söhne aber müssen mit Hungerlöhnen vorlieb nehmen.

1918 lebten 7000 Italiener in Südtirol, heute sind es 130.000! Wohin das Zögern und Verhandeln geführt hat, zeigen auch die letzten Bozner Gemeindewahlen. 1920: kein einziger Italiener im Gemeinderat! 1961: 31 Italiener und nur noch 9 Südtiroler! Und welche Parteien haben seit 1957 Stimmen gewonnen? Einzig und allein die Neufaschisten und die Kommunisten! Das ist das Ergebnis unserer Geduld!

Rom beschließt eben jetzt ein Gesetz, das jedem Südtiroler nach Belieben die Staatsbürgerschaft entziehen kann. Dieses Gesetz öffnet der Willkür Tür und Tor: Man kann uns wie Verbrecher aus der Heimat vertreiben. Aus dem Unrecht, das Hitler unserem Land zugefügt hat, versucht Rom sein Recht abzuleiten. Italien erniedrigt das alte Kulturland an Etsch und Eisack zu einer Kolonie.

Hat man in Rom noch nicht gemerkt, daß wir im Zeitalter der Selbstbestimmung der Völker leben? Wir sind sicher, daß alle Gegner des Kolonialismus unsere Bundesgenossen sind.

## WIR FORDERN FÜR SÜDTIROL DAS SELBSTBESTIMMUNGSRECHT!

Landsleute! Unser Vertrauen zum italienischen Staat ist zerstört. Er hat kein Versprechen und keinen Vertrag gehalten. Er mißbraucht seine Kräfte dazu, das vom Faschismus begonnene Vernichtungswerk fortzusetzen und unsere Volksgruppe auszulöschen.

In dieser Stunde erheben sich die treuesten Söhne unserer Heimat gegen die Gewalt und schreiten schweren Herzens — so wie anno 1809 — zur Tat. Nicht der Haß gegenüber Menschen einer anderen Sprache leitet uns: Unsere Erhebung ist Notwehr gegen einen Staat, der uns unseres Volkstums wegen verfolgt und uns geistig und physisch vernichten will.

Europa und die Welt werden unseren Notschrei hören und erkennen, daß der Freiheitskampf der Südtiroler ein Kampf für Europa ist und gegen die Tyrannei.

Landsleute! Unterstützt den Freiheitskampf! Es geht um unsere Heimat! Wir ziehen in den Kampf mit einem Wort unseres Kanonikus Gamper: „Ein Volk, das um nichts anderes kämpft, als um sein natürliches und verbrieftes Recht, wird den Herrgott zum Bundesgenossen haben!“



Herz-Jesu-Nacht (13.06.) 1961: Aufruf der Südtiroler Freiheitskämpfer

# Mein Erlebnis beim Polizeierkatz

Ich wurde im Zuge eines polizeilichen Verhaftungsakts  
am 18. 7. nachmittags verhaftet und in die Carabinieri-Kaserne  
von Briven gebracht, wo er gleich mit den Verhörern in  
Folterkammer lagging. Mißbilligung und mit den Händen in  
die Höhe an die Wand stellen, dürfte sie zwar für kurze  
Zeit, wenn es nicht anders mehr ging, stehen lassen, dafür  
aber bekam ich Faustschläge hauptsächlich auf das Gesicht.  
Dies dauerte bis zum Abend der nächsten Tage, anschließend  
wurde ich nach Epfan in die dortige Polizeibasis  
gebracht. Dort ging es gleich auf ein neues und auf  
die schreckliche Weise wieder. Zuerst mußte ich mich wieder  
mit verbundenen Händen an die Wand stellen und anschließend  
vor die Quarzlampe. Dabei bekam ich jedwede  
Prokuren und Schläge. Mit den Fingern schlug man  
mich an jeder Körperstelle, mit einer Fierbant Eisenstange  
hauptsächlich auf die Ellbogen, Arme und Rücken,  
speziell wenn ich vor Mattigkeit nicht mehr in der Lage  
war die Arme hochzuhalten. Nicht genug damit reißt  
man mich die Horn vom Kopf und inselnd Gedröhre  
der 5 oder 6 Reiziger, darunter einer in Zivil stelligen  
zu mich mit Fingern und Fußtritten zu Boden und  
in das Gesichtsteil. Am Boden liegend saßen sie  
mit bei den Kopfhaaren und schloffen mich breite  
und quer durch den Raum, daß die Haare mich so reißen  
bei einem Fierseer herumlagen. Ein Carabinieri koppelte  
sich mich und sagte unter anderem, er würde alle einbauen,  
gen. wenn er könnte. Das sollte an was ich mich erinnern  
kann, war, ein weiterer furchtbarer Fußtritt in den  
Hodenraum, dann erklärte mich eine Ohnmacht von

all dem Schrecken. Das war nach meinen Berechnungen  
in den 1. Morgenstunden. Im Laufe der nächsten Tage  
erwartet ich in eine sehr dümmere Zustände, den ganzen  
Körper voller Schmerzen, vom Brust gebrochene und brennende  
Lunge und Kehle, mich in der Lage aus dem Boden kriechen  
etwas zu sehen, sonst erst am nächsten Tag, und mich eine  
Hand zu sehen. Man erklärte mir, ich hätte einen Fahrrad-  
unfall gehabt und ein Stuhl in Militäruniform gab  
mir eine Injektion so wie einen Eisbeutel auf die stark  
geschwollenen Hoden. Ich bekam ich zum ersten mal  
etwas zum trinken, konnte aber mich ein klein  
wenig in den Magen behalten, hatte starke Kopfschmerzen  
und Schwindelgefühl. Nach dem ich mich einigermaßen  
erholt hatte wurde ich halb geprügelt, halbt getragen in ein  
Kammerlin gebracht. Es wurde mir gesagt, wenn ich  
nicht alles unterschreibe, was ich wollen, gehts von vorne  
wieder los. Das unterschreibe ich, was, weiß ich nicht und  
werde es auch nie erfahren, denn ich bin sicher, daß  
ich Protokolle mich mehr zum Vorhinein kommen werden  
im, mein Kopf fühlte nach der ersten Nacht, hat ich die  
mühseligsten Juden unterschrieben, das wird dazu  
dient, - wenigstens in dem Körper zu bringen.  
Am 20. zum 21. des 7. Nachts wurde ich in Boden  
gehüllt nach Briven in die Polizeibasis zurückgeführt,  
Dort lagte man mich in den Keller auf die Bretter und  
im Laufe der Tage in den Gang auf eine Brille.  
Ich war kein Mensch mehr, mich ein von Schmerzen  
gepeinigtes Elend, unfähig 7 Löffel voll zu essen, ohne  
mich zu integrieren und der Urin ging von Blut

all dem Schreien. Das war nach meinen Berechnungen  
in den 1. Morgenstunden. Im Laufe des nächsten Tages  
erwacht ich in einer Art Dämmerungszustände, den ganzen  
Körper voller Schmerzen, vom Brust gebrochene und brennende  
Lunge und Kehle, mir in der Lage aus dem Bett zu  
etwas zu sehen, ausserst ausserst einfach, und mir ein  
Kleid zu sehen. Man erklärte mir, ich hätte einen Fieber.  
einfach gehabt und ich selbst in Militäruniform gab  
mir eine Injektion so wie einen Eisbeutel auf die stark  
geschwellenen Halsen. Am Abend ich zum ersten mal  
gegen etwas zum Schlafen, konnte aber nicht ein  
min in den Magen bekommen, hatte starke Kopfschmerzen  
und Schwindelgefühle. Nach dem ich mich einigermaßen  
erholt hatte wurde ich kalt gefühlt, hatte geträumt in ein  
Kammerlein gebracht. Es wurde mir gesagt, wenn ich  
nicht alles unterdrückt, was ich wollte, gehts von vorne  
wieder los. Das unterdrückt ich, was, was ich nicht und  
werde es auch mir erlauben, denn ich bin sicher, dass  
die Prota hatte mich mehr zum Vorhinein kommen werden  
denn, mein Kopf befahl nach zu unterdrücken, hat ich die  
unmöglichen Sachen unterdrücken, das mich dazu  
dient, auch wenigstens in dem Keller zu bringen.  
Von 20. zum 21. des 7. Nachts wurde ich in Dachen  
geführt nach Brünn in die Polizei-basement zurückgefahren,  
dort legte man mich in den Keller auf ein Brett und  
im Laufe des Tages in den Gang auf eine Brille.  
Ich war kein Mensch mehr, nur ein von Schmerzen  
gepeinigtes Elend, einfach 7 Löffel voll zu essen, ohne  
mich zu übergeben sind aber kein ging von Blut

dieses selb. Ich habe nun einen Fieber, habe aber  
keinen. Der Fieber ging nach etwa 4 Tage wieder  
normal. Schwindelgefühle und starke Schmerzen  
im Kopf blieb aber, und habe keine, nach 3 Monate  
noch daran zu leiden. Auch ist der Fieber nicht mehr  
gefühlt vorhanden.  
Bin bereit, dies hier geschriebene von jeder höheren  
Persönlichkeit zu bestätigen und habe wenigstens  
nicht ein Lächeln zeigen die mich während  
der Folterung oder nachher deren sichtbaren Merk-  
male gesehen haben

Frau Gampfer ge. am 9.2. 1938

Winnert Kaden.

## Ich hab niemand gesehen.

In den sechziger Jahren verbrachte ich meine Sommerferien immer als Hüterbub auf einer Alm, die mein Onkel als Senner bewirtschaftete. Mein Onkel war ein uriger Junggeselle, der als Senner im Sommer und als Holzarbeiter im Winter ein ruhiges Leben führte. Für mich und meinen Kusun war er das lebendige Beispiel eines guten Riesen.

Die Zeit auf der Alm war trotz der Arbeit für uns schön und unvergesslich.

Aber besonders unvergesslich blieb mir in diesem Sommer ein Erlebnis: Besuch gab es auf der Alm selten. Die Bauern kamen regelmäßig, um nach ihrem Vieh zu schauen, meine Eltern besuchten mich einige Male, wenige Touristen verirrten sich hier her oder manchmal kehrten Jäger ein. Jeder Besuch war etwas Besonderes. Und ein Besuch wurde für mich ein besonderes Erlebnis.

Eines Tages – wir hatten am Abend die Kühe im Stall bereits versorgt und bereiteten unser bescheidenes Abendessen – stand plötzlich ein

hoch gewachsener junger Mann in der Hüttentür und begrüßte uns. Er hatte eine wildgraue Windjacke, eine Kniebundhose und schwere Bergschuhe an und am Kopf trug er eine eigenartige Militärmütze. Irgendwie erschrocken hieß unser Onkel den fremden jungen Mann gleich in die Hütte eintreten, warf einen scharfen Blick vor die Tür, bevor er diese zumachte.

Nun setzte sich der junge Mann zu Tische und zwischen ihm und meinem Onkel entwickelte sich ein für uns unverständliches Gespräch. Und bald darauf stand der junge Mann wieder auf und verließ die Hütte. Als ich den Onkel fragte, wer denn der Fremde sei, antwortete er lachend: „Welchen Mann meinst du denn? Ich hab niemanden gesehen!“

Ich verstand nicht. Was wollte mein Onkel damit sagen? Da zog mich mein Kusun auf die Seite und flüsterte mir ins Ohr: „Hast du gesehen? Der Mann hatte eine Pistole! Das ist sicher ein Verbrecher!“ Kaum hatte mein Kusun das gesagt, ging

die Hüttentüre wieder auf und vier junge Männer mit Rucksäcken schwer bepackt traten in die Hütte. Wie gelähmt saßen wir am Tisch und betrachteten die vier Männer. Alle hatten die gleiche Mütze. Mein Onkel forderte mich auf, ihnen zu helfen. Und bald war der Tisch in der Hütte für ein recht üppiges Mal gedeckt. Der Onkel brachte frische Butter, Käse, Milch, Brot und Speck.

Die Männer hatten großen Hunger und langten fest zu. Wir aßen auch mit, doch war es für mich im Moment viel interessanter, die Männer, ihre großen Rucksäcke und besonders ihre Waffen zu betrachten. Schön aufgereiht lehnten gleich neben der Hüttentür zwei Maschinenpistolen und zwei große Gewehre. Und alle vier trugen eine umgeschnallte Pistolentasche samt Pistole. Zwischen meinem Onkel und den jungen Männern entwickelte sich ein reges Gespräch. Aber bald ordnete uns der Onkel an, schlafen zu gehen. Ohne Zögern gingen wir in das anliegende Schlafzimmer der Hütte und legten uns in unsere Betten. Lange versuchten wir noch die



Gespräche zu belauschen, aber wir konnten nichts verstehen. Als dann die ersten Lieder erklangen, schliefen wir seelenruhig ein.

Am nächsten Morgen war der Besuch verschwunden. Und unser Onkel bestritt, dass am Tag vorher jemand da gewesen sei. Als wir nicht aufhörten zu fragen und zu betteln, sagte er mit einem für uns klaren

und eindeutigen Ton: „Gestern ist niemand hier gewesen!“ Und für uns war klar, wir sollten und durften nichts wissen. Wir hielten uns daran, obwohl die vier jungen Burschen auf uns einen gewaltigen Eindruck gemacht hatten. Für mich blieben sie lange wie die Ritter aus einer Geschichte. Erst später wurde mir klar, dass an jenem Abend auf der abgelegenen Alm Sepp Forer,

Heinrich Oberlechner, Siegfried Steger und Heinrich Oberleiter bei uns einen Unterschlupf gesucht hatten.

*Es ging um Südtirol – Nicht veröffentlichte Zeitzeugenberichte – Archiv Waldgänger.*



## Jörg Klotz.

„Jörg, heint sterb' mer!“ – Luis Amplatz, als ihm und Jörg Klotz die Kugeln der italienischen Finanziere um die Ohren piffen! Sie waren in die Falle getappt, welche im hintersten Passeiertal vorbereitet worden war. Die italienische Streitmacht wusste, dass die beiden über den Rotmoos-Ferner, vom Ötztal herüber kommen würden. Um zur Faltmar-Alm zu gelangen, mussten sie das Hochtal queren, nicht weit von Lazins, dem hintersten ganzjährig bewohnten Hof am Fuße von Seelenkogel und Hochwilde.

Dies war nicht die einzige lebensbedrohliche Situation, in welche Jörg Klotz und Luis Amplatz in den Jahren des Südtiroler Freiheitskampfes geraten waren. Sie hatten jeder für sich, dann gemeinsam, unglaubliche Situationen heil oder fast heil überstanden, auch den Feuerüberfall bei Lazins!

Doch die Order im September 1964 lautete: Wenn nicht lebend, dann tot! Klotz und Amplatz waren für die italienische Staatsmacht ein großes Problem geworden. Sie waren

gefürchtet, wohl die am aufwändigsten Gejagten. Sie hatten das Heer bis auf die Knochen blamiert, die Soldaten getrauten sich nicht mehr, Wache zu schieben, verkrochen sich in den Laufgräben. Die Kasernen im Passeiertal und im Bozner Raum waren in Aufruhr, wenn sich die Verräter-Kunde verbreitete, dass Klotz oder Amplatz, oder noch gefährlicher, beide gemeinsam, auf heimlichen Pfaden nach Hause, in ihre Heimat unterwegs sind. Szenen wie jene, wo ein ganzer Spähtrupp von Finanzern in Panik das Weite suchte, als die beiden bloß die Gewehrläufe aus den Ritzen eines alten Gadens herausstreckten, durften sich nicht wiederholen! Es war kein Schuss gefallen, der Schrecken hatte genügt! Angst steckt an!

Trotz des Großaufgebots von Celere, Carabinieri und Finanzern, Hubschraubern und Verrätern war es nicht gelungen, die beiden lebend zu fassen! Dann also tot, die beiden mussten eliminiert werden! Der Mordplan steht, der Killer ist gefunden: Christian Kerbler aus Hall in Tirol hat insgesamt 7 Schuss in der Beretta, die ihm auf die Brunner

Mahder mitgegeben wird, um die beiden niederzustrecken, während sie schlafen. Doch Kerbler weiß, wie hellhörig die sind, dass sie auch nachts auf jedes Geräusch reagieren, unglaublich reaktionsschnell sind, die Waffen jederzeit griffbereit! Also muss er am Abend, bevor sie gemeinsam zum Heugaden gehen, in dem sie übernachten wollen, ein Schlafmittel ins Getränk mischen. Er muss sichergehen, dass der Auftrag gelingt, überleben darf keiner, es darf nie herauskommen, dass es kein Feuergefecht gegeben hat, sondern dass es Meuchelmord war!

Es ist gegen zwei Uhr morgens, Montag, der 7. September 1964. Jörg wacht auf, durch Schüsse. Er ist noch ganz benommen, aber es ist ihm, als höre er Stimmen. Seine eigene Schilderung: „Ich wach' auf, durch Schüsse, und denk' mir, Herrschaft, wo kommen denn diese Walschen her? Wohl bin ich der Annahme gewesen, die Walschen schießen von außen, vom Dach herein. Ich fahr' auf, sitzt der Kerbler vor mir und leuchtet mir mit der Taschenlampe ins Gesicht. Und ich denk' mir noch, beim Elend!

Und ich hab' natürlich auch mehrere Schuß, das heißt, zwei Streifschüsse, ein Streifschuß da an der Oberlippe, ein Streifschuß an der Brust, und einen Einschuß da und durch die Brust durch, die hat die Brustmuskulatur durchschossen ... da ist die Kugel gesteckt. Und ich denk mir, Herrgott, der leuchtet da, und da draußen schießen s' herein, und der Trottel leuchtet! Ich sag' ihm, Mensch mach's Licht aus! Er löscht's Licht aus, und ich hab's dann im Heu noch rascheln gehört, von mir weg. Jetzt, mein erster Griff, die rechte Hand war flügelahm, und mein erster Griff war mit der linken Hand nach der Nullacht. Wir haben ja die Taschen offen gehabt und gezogen, jederzeit aktionsbereit, zieh's heraus und sitz' da im Heu, und hör' von draußen nichts. Der muß ein Gefühl gehabt haben, der Kerbler! Er leuchtet mir, ich hab' von ihm nichts gesehen, so a bissl verschwommen die Augen ... weil wenn man in die Taschenlampe hineinschauen muß, sieht man nichts, was dahinter steckt. Ja, und wirklich, ich hab' seine Hände nicht gesehen und auch keine Pistole in seiner Hand ... Aber er hat auf den Luis drei Schuß geschossen und mir drei, hat anscheinend – die Beretta faßt nur sechs Schuß im Magazin und einen im Lauf – aber wahrscheinlich hat er nur das Magazin voll gehabt. Jetzt war der ausgeschoss, denn wenn er mir in die Brust hineinschießen

hätte können, wär's wohl aus gewesen für mich, endgültig! Das muß für ihn jetzt ein Gefühl gewesen sein, er ist ausgeschoss und ich hab' die vollgeladene Nullacht! Und er war wahrscheinlich der Meinung, ich durchschaue ihn, aber ich hab' ihn bei Gott nicht durchschaut, weil sonst hätte es bei mir natürlich geknallt, klar. Ich hab' dann noch den Luis angerufen, aber der Luis hat sich nicht mehr bemerkbar gemacht, ich hab' ihn angerufen, Luis, auf! Nichts, und dann hab' ich mir denkt, der ist tot! Dann bin ich durch die Luke hinaus gesprungen, habe geschaut, sehe nichts, da ist's dunkel gewesen, aber so Silhouetten sieht man auch im Dunkeln, wenn man nach oben schauen kann. Und ich hab' mich draußen niedergekniet, damit ich tief bin, und schau und sehe nichts! Nullacht in der Hand, Sturmgewehr nicht mitgenommen, weil der rechte Arm nicht mehr funktioniert hat – barfuß ...! Immer der Meinung, die Italiener sind da irgendwo, sind oben vorgegangen, haben einfach blindwütig durchs Dach geschossen! Das haben sie öfter getan, bei einer Streife blind wo hineingeschossen, in einen Schupfen oder so, und sind wieder zurückgetreten. Da werden sie schon sein! Und ich hab' noch einmal zurückgerufen, mir nach, in die Schlucht. Ich hab' das Gelände gut gekannt und hab' es ausgesucht,

der Heuschupfen war am Rande einer Schlucht, da waren so Laubbäume, und auch der Luis hat gesagt, Jörg, da kann eine ganze Division kommen, da kommen s' uns gar nie heran! Gut, und ich schrei' zurück, mir nach! Ich spring' dann in der Schlucht obi, überquer's und wart' an der gegenüberliegenden Seite eine ganze Stunde. Hör' nichts, seh' nichts und denk' mir, da sind sie sicher, die passen jetzt halt die ganze Weil, aber da werden sie schon sein, du mußt jetzt sichern! Und ich denk' mir, wie ist das jetzt zugegangen: der Luis tot, ich hab' drei Schuß, und dem Kerbler ist nichts passiert! Hab' ich mir gedenkt, ja bitte, das wär' durchaus möglich. Da ist oben der First und da sind Rofen, Sparren sagt ihr, und das sind Ganzlinge bei uns, das sind ja Mordstrümmen, weil viel Schnee ist im Winter! Wenn sie da obi schießen, und er erratet's, genau unter so einem Rofen zu liegen, dann tut's ihm nichts, durch die Rofen kommen die Kugeln nicht durch. Aber uns trifft's, die Schindeln schießen s' durch! Ich hab' dann gewartet, bis es angefangen hat, leicht grau zu werden und hab' mir gedacht, so, jetzt mußt weg ... aber weit kommst nit! Hab in einem Schuppen, in einem Stall, da waren Kälber drin, da bin ich hineingegangen, und habe mir eine Zigarette angezündet. Ich hatte ein Jagerhemd an mit Tasche, da hab' ich Feuerzeug und Zigaretten drin gehabt ... Hab dann extra



inhaliert und die Luft angehalten und hab' mir gedacht, wenn die Lunge durchgeschossen ist, dann muß der Rauch beim Loch herausgehen. Es hat aber überhaupt nicht, und ich hab' gedacht, Herrgott, noch einmal, es muß aber. Ich war ja fünf Jahre bei den Sturmpionieren ... Hab' mir gedacht, so jetzt muß abhauen, die Walschen dürfen dich nicht kriegen, weder lebend, noch tot! Wenn es sonst nicht geht, dann verschlafen (verkriechen), irgendwo! So bin ich dann getippelt so langsam, schön in aller Ruhe gegangen, es war kein Vergnügen, quer bergein zu hatschen, barfuß. Und unten sind sie dann wirklich aufgefahren, aufgefahren, aufgefahren, kolonnenweise, nur so zu dreißig, vierzig LKW, Panzerspähwagen, Hubschrauber. Ich hab' sie schön beobachtet ..."

Jörg Klotz hatte den Mordanschlag überlebt, in einem Gewaltmarsch von 42 Stunden konnte er sich über die Gletscher auf Nordtiroler Seite retten, mit der Kugel als Beweisstück in seinem Körper! Diese Leistung bleibt ein Vermächtnis.

*Eva Klotz, „Georg Klotz, Freiheitskämpfer für die Einheit Tirols“, Molden Verlag, Wien, 2002, S. 210 ff.*



## Heldenzeit.

Andreas Hofer, Sandwirt in Passeier,  
Er ist ein Vorbild für unser Land.  
Als Oberkommandant galt sein Einsatz,  
Für Gott, Kaiser und Vaterland.

Joachim Haspinger, Feldpater im Kampf,  
Ein wahrhaftig glorreicher Held.  
Am linken Flügel des Bergisels,  
Führte er die Schützen ins Feld.

Ihr Söhne der Freiheit von Anno Neun,  
In die Schlacht gezogen für Volk und Land.  
Freiheitskämpfer in dieser Heldenzeit,  
Euer Geist lebt weiter in alle Ewigkeit.

Rupert Wintersteller, aus dem Leukental,  
Sein Dorf abgebrannt durch den Franzos.  
Den Volksaufstand hat er tapfer angeführt,  
Für sein Tal stand er treu und beispiellos.

Josef Speckbacher, der Taktiker im Kampf,  
Als „Mann von Rinn“ hat man ihn gekannt.  
In der Sachsenklemme hat er den Feind,  
Mit voller Kraft in den Eisack gerammt.

Peter Mayr, der Wirt an der Mahr,  
Bekannt für Wahrheit und für Recht.  
An der Spitze des Tiroler Landsturms,  
Stand er furchtlos mitten im Gefecht.

Tiroler Schützen, mutig, stolz und frei,  
Ihr Schlachtruf war „Tirol AUF!“  
Siegeswillig standen sie bereit,  
Nahmen den Tod für die Freiheit in Kauf.

Ihr Söhne der Freiheit,  
von 1809.  
Freiheitskämpfer,  
In die Schlacht gezogen für Volk und Land.

*Leopold Wieser*







## Die Schützenfahne.

Weiß und grüne Schützenfahne  
Mit dem Adler purpurrot,  
Der den stärksten seiner Brüder  
Trotzig seine Stirne bot,  
Flattre mit der weißen Seide  
Schützen lockend durch das Thal,  
Und mit Deiner goldnen Lanze  
Fang' den ersten Sonnenstrahl.

Schwing' die Fahne, Fahnenträger,  
Mit der sehnenstarken Hand;  
Wer nicht folgt dem heil'gen Banner,  
Hat kein Herz für dieses Land.

Zieh' voran bei unsern Festen,  
Froh ist der Tiroler Sinn,  
Knüpf' die Herzen fest zusammen,  
Jeden Streits Vermittlerin!  
Ruft Tirol, zeig' dem Feinde  
Deine Farben hell und rein –  
Denn du kannst zerrissen werden,  
Doch beschmutzt kannst du nicht sein.

*Hermann von Gilm zu Rosenegg,  
geb. 1812 in Innsbruck, gest. 1864 in Linz.*

## **Südtirol in Ketten.**

Das Unrecht wird besiegelt,  
Im Londoner Geheimvertrag.  
Italien bekommt sein Beutegut,  
Nach heimtückischem Verrat.  
Südtirol wird von Österreich gerissen,  
Was folgt ist die Besatzungszeit.  
Die Selbstbestimmung wird verweigert,  
Und das Land, es bleibt geteilt.

Noch immer liegt Südtirol in Ketten,  
Vom Besatzer in die Knie gezwungen.  
Man kann nicht ewig trennen, was zusammengehört.  
Volk von Südtirol, nimm deine Zukunft in die Hand.

Der Umzug am Blutsonntag,  
Geht in die leidvolle Geschichte ein.  
Faschisten werfen Handgranaten,  
In die hilflose Menschenmenge rein.  
Beim Versuch, ein Kind zu retten,  
Wird ein Lehrer erschossen.  
Der Marlinger Franz Innerhofer,  
Muss als erster sein Leben lassen.

Mussolini übernimmt die Macht,  
Es folgt Unterdrückung und Tyrannei.  
Die deutsche Schule wird verboten,  
Für uns Tiroler eine schwere Zeit.  
Im Widerstand wird Josef Noldin  
Ins ferne Italien verbannt.  
An den Folgen stirbt er später,  
In Salurn, im deutschen Unterland.

*Georg Nössig*



Zerklüften die Fahne, zerklüftet das Land,  
 Die Heimat ein Opfer der Schergen! —  
 Doch lodert die Freiheit im Sonnenbrand

Auf unseren ewigen Bergen,  
 Bis klirrend der Knochenschaft Fessel reißt  
 Und der Adler sein altes Nest umkreist.

Ze. Weizen.



## Faschistendenkmal.

In Bozen steht es hässlich,  
Ist Italiens ganzer Stolz.  
Uns Tiroler schmerzt es sehr,  
Trifft uns im Herz.  
Von der Inschrift schwer beleidigt,  
Zur Schmach des Volks gebaut.  
Steht es hier und zeigt noch immer,  
Dass sie uns das Land geraubt.

Gefördert von Italien,  
Mit Steuergeldern renoviert,  
Glaubt man, dass der Duce hier regiert.  
Wir werden dafür stehn,  
Der Tempel, der soll untergehn.

Gefördert von Italien,  
Mit Steuergeldern renoviert,  
Glaubt man, dass der Duce hier regiert.  
Kein Stein soll bleiben,  
Der unsere geliebte Heimat teilt.

Einzigartig in Europa,  
Siegesdenkmal genannt.  
Für die Verherrlichung des Faschismus,  
Weltbekannt.  
In Deutschland wurden Nazidenkmäler  
Nach dem Krieg entfernt.  
Italien hat aus der Geschichte  
Wieder mal nichts gelernt!

Relikte des Faschismus,  
Sind in ganz Südtirol zu sehn.  
Am Gerichtsplatz winkt der Duce,  
Hoch zu Ross.  
Hunderttausende Abessinier,  
Wurden mit Giftgas ausgelöscht.  
Der Kapuziner Wastl in Bruneck,  
Steht für kolonialen Völkermord.

*Julius Weyprecht / Georg Nössig*





DER ROSENGARTEN VON GRIES AUS

## Mein Vaterland.

Der Wiesen Grün, der Gletscher Eis,  
Das dir entgegenschaut,  
Der kahle Felsen himmelhoch,  
Auf dem der Adler baut;

Der Wälder stille Dämmerung,  
Der Seen tiefes Blau,  
Die Flur, im Morgensonnenschein  
Gelabt vom frischen Thau.

Und ruft das liebe Vaterland  
In Tagen der Gefahr,  
Da spannt er seine Schwingen aus  
Des Berglands kühner Aar:

Fragst du mich um mein Vaterland?  
Es sei dir kundgemacht:  
Es ist das schöne Land Tirol  
In seiner Berge Pracht.

Wenn alles dies dein Auge sah,  
Dann nenne mir ein Land,  
Wo sich so edler Blumen Zier  
Zum Ehrenkranze wand.

Auf stolzer Höh und tief im Grund  
Ein Volk auch heute lebt,  
Das, treu der Ahnen biedrer Art,  
Nach Heldentugend strebt.

*Josef Maschler, geb. 1861 zu Glurns.*

## **Für Großvater.**

Mein Großvater, in Ehrfurcht denke ich an dich,  
Deine Taten für unser Land prägten mich.  
Trotz Unterdrückung standest du deinen Mann,  
Deinen Willen trage ich voran.

Oh Land Tirol, Land meiner Väter,  
Durch die Unrechtsgrenze in zwei geteilt.  
Von Kufstein bis Salurn, lasst die Fahne wehn,  
In Einheit will ich meine Heimat sehn.

In Erinnerung steh ich heut vor deinem Grab,  
Bestimmt siehst du auf dein Vaterhaus herab.  
Auch wenn die Heimat unter fremder Herrschaft steht,  
Ich kämpfe für die Freiheit, folge deinem Weg.

Mein Großvater, ich weiß, wir müssen es schaffen,  
Die Farben weiß und rot dürfen niemals verblassen.  
Zuversichtlich sehe ich nach vorn und bleib dabei,  
Die Gerechtigkeit wird siegen, Süd-Tirol wird frei.

*Georg Nössig*





## Sepp Kerschbaumer.

Im Herzen von Europa im Tirolerland,  
Hatte ein junger Bursche keinen guten Stand.  
Gegen Faschismus erhob er seine Hand,  
Und wurde dafür nach Potenza verbannt.

Nach Kriegsende formierte er den Widerstand.  
Allen Tirolern war der gläubige Kaufmann bekannt.  
Ihm und seinen Kameraden gehörte die Nacht,  
Handelte im Freiheitskampf stets bedacht.

Sepp Kerschbaumer, Kämpfer für sein Recht,  
Er wollte nicht mehr leben wie ein Knecht.  
Aufrecht führte er seine Männer gekonnt,  
Im Befreiungsausschuß an vorderster Front.

Fürs Los von Italien hat er Masten gesprengt,  
Wurde vom Feind gefoltert, in den Knast gesperrt.  
Vor Gericht übernahm er die ganze Schuld,  
Der Familienvater trug diese Last mit Geduld.

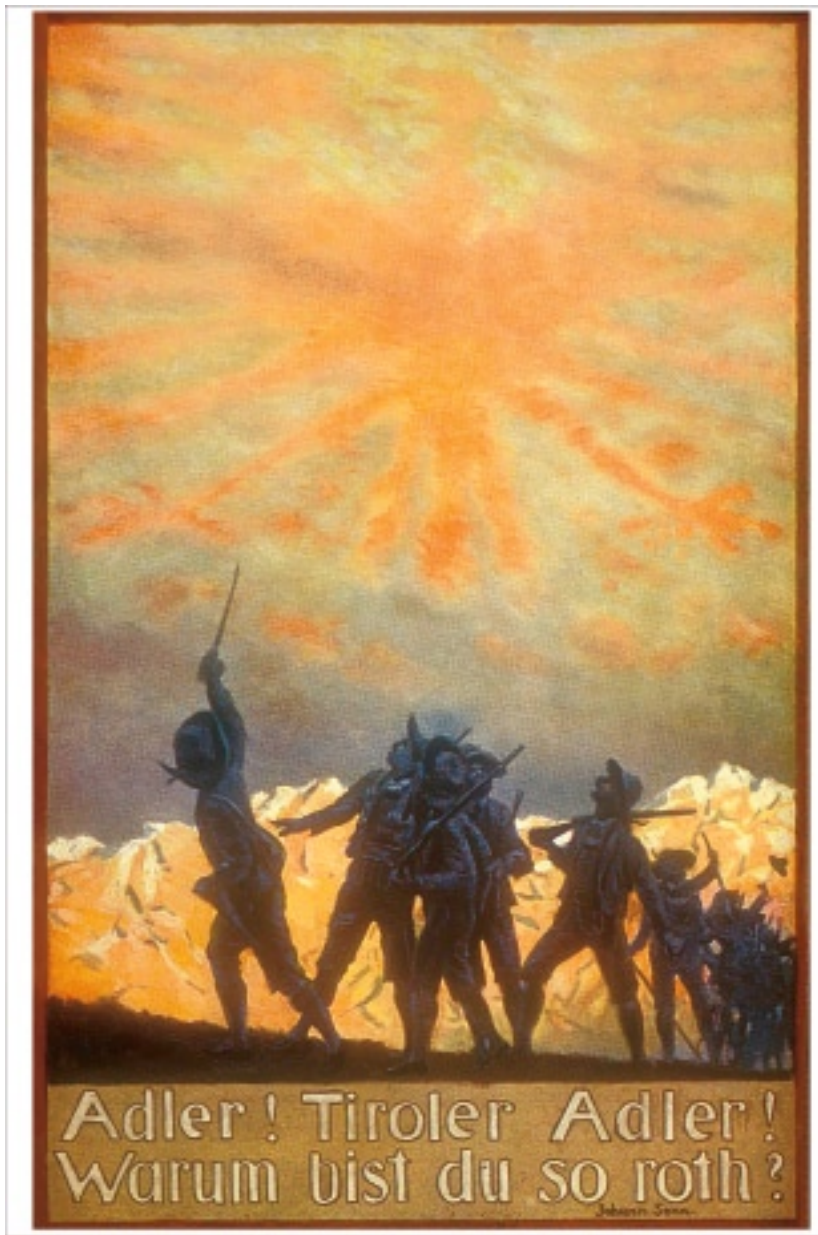
Hinter Kerkermauern ging seine Kraft zu Ende,  
Legte sein tapfres Leben in Gottes Hände.  
In Frangart wurde er zu Grab getragen,  
Tausende Tiroler hörte man weinen und klagen.

In Frieden und Freiheit wollte er in Österreich leben,  
Für ein vereinigtes Tirol! Dafür galt sein Streben.

*Leopold Wieser*







## Der rothe Tiroler Adler.

Adler! Tiroler Adler!  
Warum bist du so roth?  
Ei nun, das macht, ich sitze  
Am First der Ortlerspitze,  
Da ist's so sonnenroth,  
Darum bin ich so roth.

Adler! Tiroler Adler!  
Warum bist du so roth?  
Vom rothen Sonnenscheine,  
Vom rothen Feuerweine,  
Vom Feindesblute roth –  
Davon bin ich so roth!

Adler! Tiroler Adler!  
Warum bist du so roth?  
Ei nun, das macht, ich koste  
Von Etschlands Rebenmoste,  
Der ist so feuerroth,  
Darum bin ich so roth.

Adler! Tiroler Adler!  
Warum bist du so roth?  
Ei nun, das macht, mich dünket,  
Weil Feindesblut mich schminket,  
Das ist so purpurroth,  
Darum bin ich so roth.

*Johann Senn,  
geb. 1792 in Pfunds im Oberinntal, gest. 1837 in Innsbruck.*

## Heimat.

Heimat, das sind die Flüsse, die man kennt,  
die man Inn und Eisack nennt.  
Heimat sind der Ortler, der Schlern und die Königspitze.

Heimat, das sind Innsbruck, Bozen, Lienz,  
das ist Bruneck an der Rienz.  
Heimat, das sind Ambras, die Franzensfeste und Schloss Sigmundskron.

Heimat ist die Sprache, die man bei uns spricht,  
die man in Nord, Süd, Ost versteht wie ein Gedicht.  
Heimat, das ist unser Dorf, es habn unsre Vorfahren erbaut,  
das sind unser Glaube, unsre Traditionen, dies ist uns vertraut.

Heimat, so wird alles Schöne von uns genannt,  
sie ist unser Stolz für die Ewigkeit.  
Heimat, das sind Seen, die Wiesen und die steilen Hänge.

*Leopold Wieser*



*Edward Theodore Compton: Königspitze*





## Aufruf.

Einst strahlte auf den Gipfeln,  
Der Freiheit Sonne Glanz.  
Ein Land geeint in Freiheit,  
Voller Kultur und Toleranz.

Doch dann zog ein Sturm,  
Vom Süden her ins Land.  
Und hat der Freiheit Sonne,  
Durch schwarze Nacht verbannt.

Was folgte war die Teilung,  
Unterdrückung und Gewalt.  
Doch das Volk ließ sich nicht beugen,  
Fand in der Heimat Halt.

Tiroler Volk erwache aus dem Schlaf,  
Der dir nur Albträume gebracht.  
Damit schon bald auf unsern Gipfeln,  
Die Sonne wieder lacht.

Tiroler Volk erwache aus dem Schlaf,  
Der dir nur Albträume gebracht.  
Dann wird schon bald unsre Heimat wieder frei.

Los von dem uns fremden Staat,  
Klang der Ruf aus Stadt und Tal.  
Der Wille war die Freiheit,  
Doch der Welt war dies egal.

Uns Tiroler zu vertreiben,  
Dem Feinde nicht gelang.  
Hoffnungsvoll ging's in die Zukunft,  
Für die Heimat Hand in Hand.

Als das alles nichts half,  
Schlieferten sie uns mit Wohlstand ein.  
Fast wäre es gelungen,  
Doch nicht alle schliefen ein.

*Frei nach Julius Weyprecht.*



## **Patriot.**

Schon früh erkannte ich in meinem Leben,  
Dass ich andre Werte vertrete.  
Liebe zu meiner Heimat,  
Und nicht zu diesem Staat.  
Der uns früher schon enttäuschte,  
Es auch jetzt nicht lassen kann.  
Da bin ich doch zehnmal lieber, der Mann,  
Auf den man mit dem Finger zeigen kann.

Das ist mein Leben,  
Nicht so zu sein wie ihr.  
Ich bin stolz auf meine Heimat,  
Auf das ganze Land Tirol.  
Das ist mein Leben,  
Nehmt mich wie ich bin.  
Ich werd mich niemals ändern,  
Geb meinem Leben einen Sinn,  
Meinem Leben einen Sinn.

Stolz und frei geh ich meinen Weg,  
Lasst uns alle singen.  
Stolz und frei ist unser Land,  
Von Kufstein bis Salurn.  
Was unsre Väter schufen,  
Ist noch lang nicht tot.  
Ich bin und bleib mein Leben lang,  
Patriot!

*Anton Stockner*





## Schlusswort.

Das vorliegende Sammelwerk enthält zum Teil literarische Texte, zum Teil authentische Zeitzeugenberichte. Sowohl die geschliffene Sprache der Literatur mit ihren heute manchmal antiquiert klingenden Formulierungen als auch die oft etwas unbeholfene, holprige Sprache der Zeitzeugen sprechen uns unmittelbar an und versetzen uns in die jeweilige Zeit. Es wird greifbar, wie das Jahr 1809 von den nachfolgenden Generationen aufgefasst und verarbeitet wurde; wir leben und bangen mit unseren Landesverteidigern im Ersten Weltkrieg; die folgenden bitteren Jahre der faschistischen Unterdrückung, der Option und der unvermindert anhaltenden Diskriminierung nach dem Zweiten Weltkrieg sind wieder da, als wäre es gestern gewesen; wir leiden mit den Gefolterten und Ermordeten der 60er-Jahre.

Dieses Sammelwerk spricht aber nicht nur Emotionen an, sondern es ist auch ein geschichtliches Lehrwerk. Das Buch verschafft uns einen direkten, unmittelbaren Zugang zu unserer Geschichte, es lässt wesentliche, für das Schicksal unseres Landes besonders wichtige Ereignisse wieder aufleben.

Geschichte sollte man aber nicht nur kennen, sondern man sollte aus ihr auch etwas lernen. Wer die Texte dieses Buches mit offenem Herzen liest, wird erschüttert sein über das viele Leid, über Blut und Tod, Folter und Ungerechtigkeiten, das durch Machtgier und Überheblichkeit, durch skrupellose Eroberer und menschenverachtende Ideologien in den letzten 200 Jahren über unser Land gebracht wurde. Wir sollten daraus lernen, dass wir uns nicht mit einem vielleicht vorübergehenden Wohlstand abfinden, sondern aktiv gegen Ungerechtigkeit und Präpotenz und für eine bessere Zukunft kämpfen sollten, und zwar kämpfen mit Zivilcourage und Einsatz, nicht mit Gewalt, sondern mit Herz und Verstand.



## Inhalt

Vorwort .	3	Die Unterdrückung in vollem Gange.	62
		Der Tiroler Pfarrer.	64
<i>Freiheitskampf 1809</i>		Die Verwüstung in der Jungsaat.	65
Andreas Hofer und das Jahr 1809.	4	Ermordete Tiroler.	66
Erste Bergiselschlacht.	6	Der Schrecken der Dörfer.	68
Kaiser Erzherzog Johann.	8		
Sachsenklemme.	10	<i>Freiheitskampf 1961</i>	
Schwaz in Flammen.	14	Das Gespenst im Gerichtssaal.	70
Unter Napoleons Fremdherrschaft.	16	Luis Amplatz zwei Wochen im Arrest.	72
Wunderbare Lebensrettung.	18	Festzug in Innsbruck.	74
Blutzeugen von 1809.	20	Knüppelsonntag 1960.	76
Der letzte Brief Andreas Hofers.	24	Beleidigung der italienischen Streitkräfte.	77
Die Adlerwirtin, ein Vaterunser.	26	Aufruf zur Feuernacht.	78
Felsen der göttlichen Hilfe.	30	Ich war kein Mensch mehr.	79
		Ich hab niemand gesehen.	81
<i>Die Tiroler Front 1915-1918</i>		Jörg Klotz.	83
Auf Patrouille.	32		
Der Harnisch Tirols.	34	<i>Patriotische Gedichte</i>	
Erschlagen von den weißen Würgern.	36	Heldenzeit.	86
Feuertaufe des Standschützenbataillons Enneberg.	38	Die Schützenfahne.	89
Den Vorfahren von 1809 nicht nachgestanden.	40	Südtirol in Ketten.	90
Tiroler Bauern Anno 1915.	42	Faschistendenkmal.	92
Der rettende Handstreich.	44	Mein Vaterland.	95
Wir gehen nicht.	46	Für Großvater.	96
		Sepp Kerschbaumer.	98
<i>Tirol unterm Beil</i>		Der rothe Tiroler Adler.	101
Entschliebung bei der Kundgebung.	48	Heimat.	102
Herz-Jesu-Sonntag 1920.	50	Aufruf.	105
Nach Ende des Ersten Weltkriegs in Südtirol.	54	Patriot.	106
Der Blutsonntag.	56		
Interview mit einer Katakombenschülerin.	58	Schlusswort.	109



ԶԻՆԿՆՅԱՆՆԵՐ

